~~26469~~

~~26469~~

~~69+97~~

Aus dem

Tagebuche eines Geistlichen.

Von

August Blanche,

Verfasser von „Die Banditin“ u. s. w.

Aus dem Schwedischen

von

A. Kretzschmar.

Landauer'sche LEIHBIBLIOTHEK Schöpping

Erster Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1866.

Bibliotheca Augusta
Herzog August Bibliothek
Wolfenbüttel

Tagebuch eines alten Geistlichen.

Erster Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Der Bräutigam aus Stockholm.

Ich war der Aelteste von acht Geschwistern und wir waren Alle Kinder eines armen Komministers oder Hilfspredigers Names Flodman in Westmanland, welcher die Tochter seines Amtsvorgängers zur Frau hatte. Es war eine alte Predigerfamilie, deren Ahnen man hätte bis auf die Zeit der Reformation zurückverfolgen können, dafern dies nämlich der Mühe mit einem Geschlecht gelohnt hätte, welches, so weit man zurückdenken konnte, nie ein anderes Schild als die Bibel und nie ein anderes Schwert als die Krücke der Armuth gehabt hatte.

So war das Amt seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn oder Schwiegersohn übergegangen, und Alle hatten als Komministe in einem und demselben Kirchspiel gelebt und waren darin gestorben,

ohne daß ein Einziger mit Ausnahme meines Vaters auch nur die geringste Hoffnung gehegt hätte, jemals Probst oder gar Oberpastor zu werden.

Mein Vater war aber, wie man bestimmt zu wissen glaubte, auch in seiner ganzen Familie der Einzige, welcher das Pastoralexamen gemacht. Hierzu kam, daß er von der ganzen Geistlichkeit des Stifts nicht blos als ein rechtschaffener Amtsbruder, sondern auch als ein ungewöhnlich kenntnißreicher Mann betrachtet ward, welcher mit der Zeit wenigstens ein Pastorat dritter Klasse zu erhalten hoffen könne.

Die Zeit verging, und mehr Kinder und größere Armuth kamen, das Pastorat aber nimmermehr. Die Hoffnung, dieser Trost des Menschen, ward inzwischen meines Vaters Verzweiflung. Die Mitglieder der Gemeinde hatten nämlich meinem Vater, ohne daß er sie darum gebeten, versprochen, nach dem Ableben des Oberpastors und des Probstes ihm das Pastorat zu geben, und das Gerücht hiervon war zu Ohren des Probstes gekommen.

Die Folge hiervon war, daß eines schönen Tages, als der Komminister dem Probst begegnete und nach alter Gewohnheit fragte: „Wie befinden Sie sich heute, Herr College?“ dieser antwortete: „Sehr wohl, Gott sei Dank!“ und dabei seinen präsumtiven Nachfolger mit bedeutsam blinzelnden Augen betrachtete. Mein

Vater wechselte die Farbe und klagte sich beinahe eines Mordanschlags gegen seinen nächsten Vorgesetzten an, so daß er von diesem Tage an niemals wieder zu fragen wagte, wie der Probst sich befände.

Diese Frage war auch überflüssig. Der Probst befand sich stets wohl, und der Komminister immer schlechter und schlechter, denn, wie es in dem bekannten Gedicht heißt:

„So wie die Sechs sich zur Eins, so verhält zum Kaplane der Probst sich,
Folglich steht auch der Bauch des Letztern in selbem Verhältniß."

Die Armuth, welche in der Heimath meiner Kinderjahre herrschte, will ich nicht beschreiben; gewiß aber ist, daß die Schmiedegesellen in dem Eisenhüttenwerk, in dessen Nähe wir wohnten, im Vergleich zu uns wie Cavaliere lebten. Als wir Kinder älter wurden, konnten wir unsern Eltern ziemlichen Nutzen schaffen, ich und meine Brüder auf dem Feld und in der Scheune, und meine Schwestern im Kuhstall und hinter dem Webstuhl; wie aber unsere arme Mutter zu Fache kam, als wir Alle klein waren, dies ist mir jetzt noch ein Räthsel.

Das erste Geräusch, dessen ich mich entsinnen kann, war das Hin- und Herschnellen des Weberschiffchens, welches fast Tag und Nacht seinen ununter

terbrochenen Fortgang hatte, und ich höre es noch etzt in meinem hohen Alter, obschon die Mutterhand, welche das Arbeitsgeräth führte, schon längst im Grabe modert und das Mutterherz, welches damit um die Wette schlug, schon längst ausgeschlagen hat.

Mein Vater verwendete auf meinen und meiner Geschwister Unterricht die größte Aufmerksamkeit. Diesen Unterricht leitete er natürlich selbst, indem er uns unverdrossen mittheilte, was er selbst wußte, und dies war durchaus nicht wenig.

Als ich sechszehn Jahre zählte, sprach ich Lateinisch fast mit derselben Geläufigkeit, wie meine Muttersprache, las Hebräisch und Griechisch ohne große Mühe, und hatte noch nicht mein siebzehntes Jahr zurückgelegt, als ich meinen Vater auch schon bei'm Predigen unterstützte. Dies war damals erlaubt, ohne daß es dazu einer Autorisation von der geistlichen Oberbehörde bedurfte.

Niemals vergesse ich meine erste Predigt. Mit zitternden Knieen betrat ich die zur Kanzel führende Treppe, welche ebenso holprig, unsicher und schmal war, wie der Weg zum Leben. Als ich aber einmal ordentlich hinauf war, fühlte ich mich muthig und stark, denn ich dachte an Christus, welcher erst zwölf Jahre alt im Tempel predigte und zwar, wie ich, ohne veniam concionandi vom Consistorium zu haben.

Meine Predigt war in so weit orthodox, als sie durch und durch gut mit Bibelsprüchen gespickt war; da ich aber auch viele Romane, besonders von Lafontaine, die ich aus der Bibliothek des Inspectors geliehen bekam, gelesen, so war mein Vortrag auch nicht frei von einer Menge sentimentaler Uebertreibungen. Beispielsweise äußerte ich unter Anderm Folgendes:

„Ja, meine geliebten Zuhörer, der fromme und tugendhafte Mensch wird hinabsteigen in ein Grab, welches gefüllt ist mit den Thränen der ganzen Welt."

„Da wird er aber etwas feucht liegen," murmelte eine Stimme dicht in der Nähe der Kanzel.

Beinahe wäre ich aus dem Concept gekommen, zum Glück aber sah ich in demselben Augenblick meinen Vater unter der Thür der Sacristei stehen, während er sein Sammetkäppchen hin- und herschob und mich mit ängstlichem Blicke betrachtete.

Ich raffte mich zusammen und kam mit meiner Predigt glücklich zu Ende, ausgenommen daß ich einmal sagte: „Des Todes scharfe Feilen," anstatt „Pfeile," ein Irrthum, welcher mir gleichwohl von den Schmiedegesellen des Hüttenwerks große Lobsprüche eintrug.

Die Stimme, welche mich unterbrochen, gehörte dem Ortsrichter Anders Sten, einem noch ziemlich ungen Manne, der, wie man zu sagen pflegt, eine

Pike auf mich hatte, weil er, obschon ohne Grund, in mir einen begünstigten Nebenbuhler sah.

Er hatte sich nämlich zu drei verschiedenen Malen um die Tochter des Hütteninspectors beworben, aber alle drei Mal den Korb bekommen.

Die schöne Eva — so ward das Mädchen allgemein genannt — war ebenso alt, als ich, und wir waren obendrein von Kindheit an mit einander befreundet. Mehr als ein Mal hatte sie bei meinen häufigen Besuchen auf dem Inspectorhofe mir Butterbröde und dann und wann eine warme, ungeschälte Kartoffel gegeben. Weiter aber als bis auf Butterbröde und Erdfrüchte hatte ihre Zärtlichkeit sich nicht erstreckt.

Ihr Vater war der faktische Hauswirth auf dem Hüttenwerk, denn der eigentliche Besitzer oder der sogenannte Patron hielt sich meistentheils in Stockholm auf, vermuthlich um die neuere Eisenfabrikation zu studiren, während sein Inspector mit der alten sehr gut auskam und sich dabei sehr wohl befand.

Eva, welche überdies einen Winter in Westeras verlebt, wo sie Sticken und Bostonspielen gelernt, war vielleicht eine Partie für einen Kronvoigt mit Assessorsrang, aber nicht für einen simpeln Ortsrichter, der blos versilberte Knöpfe auf seinem Uniformrock trug, und noch weniger für einen armen Kommini-

stersſohn, der, obſchon er lateiniſch ſprach wie Cicero, doch damit keinen Heller verdiente.

Uebrigens gab Eva mir auch nicht die geringſte Aufmunterung, am Allerwenigſten nach ihrer Rückkunft von Weſteras, wo ſie ſogar ein Mal bei Kreisrichters zu Balle geweſen war und mit Fähnrichen und Lieutenants getanzt hatte, um welches außerordentliche Ereigniß ſich jetzt noch täglich das Geſpräch bei Inſpectors drehte.

Ward ſie einmal bei einem Pfänderſpiel verurtheilt, mich zu küſſen, ſo kehrte ſie mir, anſtatt den Mund, das Ohr zu, was, wie ſie ſagte, in ‚vornehmen Cirkeln‘ ſo Gebrauch war.

Nichtsdeſtoweniger haßte Anders Sten ſowohl mich, als alle Anderen, welche ſich Eva zu nähern wagten, gerade wie jener Mann in dem Luſtſpiele den Schatten ſeiner Frau haßte, weil er auf dem Kopfe deſſelben ſtets einen Männerhut zu ſehen glaubte.

So ſtanden die Dinge, als an einem Frühlingstage ein ſtattlicher vierſpänniger Reiſewagen mit zwei jungen Cavalieren und einem Livreediener in den Hof des Hüttenwerks einfuhr.

Die beiden Herren, welche ſich für Bankiers aus Stockholm ausgaben, nahmen das Hüttenwerk in Augenſchein und beſuchten den Inſpector, den Probſt und auch uns. Aeußerſt fein und modern gekleidet,

erweckten sie ungeheures Aufsehen, wurden rechts und links eingeladen und fanden endlich so viel Gefallen an der ganzen Umgebung, daß sie, nachdem sie beschlossen, den Sommer über dazubleiben, ein besonderes Haus mietheten, welches zum Inspectorhofe gehörte und zufällig leer stand.

Die Neuangekommenen oder ‚die Herren von Stockholm,' wie sie bald von Allen genannt wurden, entwickelten außerordentlichen Reichthum und große Pracht, warfen das Geld mit beiden Händen weg, veranstalteten festliche Ausflüge sowohl zu Lande, als zu Wasser, und jede Woche eine größere Abendgesellschaft in ihrer Wohnung, wo Alles zuging wie in den ‚vornehmen Cirkeln,' wovon die schöne Eva immerwährend sprach. Gleich vom ersten Augenblick an Gegenstand der Huldigungen der Herren von Stockholm, war sie der Mittelpunkt, um welchen alle diese Lustbarkeiten sich drehten, und wir wurden daher nicht im Mindesten überrascht, als eines Tages im Spätsommer die Verlobung der schönen Eva mit dem jüngeren der beiden Herren, dem Bankier Fridolf Lang, bekannt gemacht ward.

Der Ortsrichter Sten ward von diesem Augenblick an gegen mich etwas milder gestimmt; in großes Erstaunen aber setzte mich und alle Anderen die Artigkeit, welche er gegen die ‚Herren von Stockholm' und

besonders gegen seinen glücklichen Nebenbuhler an den Tag legte. Er schien sich in hohem Grade geschmeichelt zu fühlen, daß es ihm vergönnt war, in Gesellschaft dieser Herren zu sein.

Auch ich ward einmal eingeladen, mußte aber wegbleiben, denn meine schwarzen Pantalons, die aus dem fünfundzwanzigjährigen Priesterrock meines Vaters gefertigt worden, hatten kürzlich ihr viertes Hosenjahr zurückgelegt, ein Alter, welches sie nicht mit Ehren tragen konnten.

Der ganze Ort war inzwischen für die Herren von Stockholm sehr eingenommen, denn sie machten Allen reiche Geschenke und hatten sogar versprochen, der Kirche einen neuen goldenen Kelch zu verehren, für welches Versprechen ihnen der Probst feierlich in der Kirche selbst seinen Dank sagte.

Auch wir wurden nicht vergessen, denn meine Mutter erhielt an ihrem Namenstage von ihnen ein ganzes Körbchen junge Enten, mit welchen wir gleichwohl keinen Segen hatten, denn die Hauskatze, welche sich unmöglich denken konnte, daß diese Leckerbissen für uns bestimmt wären, fraß sie über Nacht sammt und sonders auf.

Die schöne Eva machte, wie man glaubte, die glänzendste Partie von der Welt, und sie erwiderte den Gruß ihrer Nachbarn und Bekannten mit vornehmer

Herablassung, als ob sie schon zur ostindischen Compagnie gehörte. Sie sprach blos von dem großen Aufsehen, welches sie als eine der vornehmsten Frauen der Börse in Stockholm machen würde. Sie erbot sich, meine älteste Schwester als erste Kammerjungfer mit dem Titel Mamsell zu engagiren, und machte mir Hoffnung, auf Empfehlung ihres künftigen Gatten bei ‚Tottie und Arwidsson oder in einem andern größern Handelshause,' wie sie sich ausdrückte, Hauslehrer zu werden. Sie selbst hoffte, daß ihre Eltern sich ein Landgut kaufen würden, denn es wäre ihr unangenehm gewesen, dieselben in Stockholm blos als Herr Inspector und Frau Inspectorin zu präsentiren.

Nachdem der Bräutigam die erforderlichen Zeugnisse beigebracht, ward das junge Paar feierlich aufgeboten, und zu Anfange des Monats September brach der Hochzeitstag unter den großartigsten Zurüstungen an. Ueber alle Thüren und Brücken wölbten sich Ehrenpforten von grünem Laub und bunten Blumen; aus der nächstgelegenen Garnisonstadt ward die halbe Grenadiermusik herbeigerufen; acht Kanonen standen bereit, um die Ehrensalven zu geben; Standespersonen von nah und fern hatten ihre Plätze in der unmittelbaren Nähe des Altars; das Brautpaar erschien, gefolgt von dem Reisegefährten des Bräutigams und drei andern Herren aus dem Orte; der Probst schlug

das Buch auf und wollte eben den Trauungsact beginnen — da — da lenkte ein gewaltiges Getöse die Aufmerksamkeit Aller nach der Kirchthür.

„Halt im Namen des Gesetzes!“ erscholl eine Stimme mitten in der Kirche, und man sah den Ortsrichter Sten auf den Altar zugestürzt kommen, während eine Menge Volkes, darunter einige Soldaten vom Westmanlandschen Regiment, ihm folgten.

„Auf Befehl des Gerichtsamts verhafte ich diese aus der Festung Carlskrona entsprungenen zu lebenslänglicher schwerer Arbeit verurtheilten Verbrecher!“ rief der Ortsrichter, indem er die Hand auf die Schulter des Bräutigams legte.

Ein plötzlich in die Kirche einschlagender Wetterstrahl würde nicht so viel Bestürzung hervorgerufen haben, wie dieser unerwartete Auftritt.

„Fridolf! Fridolf!“ hörte ich die Braut mit einer Stimme rufen, welche durch Mark und Bein ging.

„Nennen Sie ihn lieber ganz einfach Nummer 55; dies ist der Name, auf den er zu hören hat,“ antwortete der Ortsrichter mit unbarmherzigem Hohn.

Zugleich packte er den Bräutigam bei'm Kragen und schleppte ihn aus der Kirche hinaus. Der Ka-

merad des Bräutigams zog, wahrscheinlich auf dergleichen Auftritte stets gefaßt, ein Paar Taschenpistolen hervor, um sich zur Wehre zu setzen, ward aber entwaffnet und ebenfalls hinausgeführt.

„Ein solcher Bräutigam muß einen solchen Ring und solche Handschuhe bekommen," sagte der Ortsrichter, während er seinem Gefangenen Ketten und Handschellen anlegte.

„Lieber Sten," sagte mein Vater, welcher dabei stand, „wenn Du von diesem unglückseligen Verhältniß schon vorher gewußt, aber nicht eher als jetzt Etwas davon gesagt hast, so hast Du ein Unrecht begangen, welches Dir kaum der Himmel selbst verzeihen kann.

„Ach was da!" antwortete Sten; „diese hochmüthige Dirne da drinnen hat diese Strafe mit Recht verdient. Uebrigens kann sie sich bei mir nur noch bedanken, daß ich die Sache nicht bis morgen, nach der Hochzeit, aufgeschoben habe."

Die Gefangenen wurden hinwegtransportirt; die Braut ward ohne Besinnung aus der Kirche nach Hause getragen; die Hochzeitsgäste und Zuschauer stoben auseinander; die Ehrenpforten mit ihren Laubgewinden und Blumenkränzen wurden niedergerissen, und die Sonne dieses Tages ging über vielen getäuschten

Erwartungen, viel bitterem Schmerz und vielen heißen Thränen unter.

Die meisten Theilnehmer an jenem traurigen Hochzeitsfest leben jetzt nicht mehr, noch immer aber lebt die unheimliche Erinnerung an den ‚Bräutigam aus Stockholm.‘

II.

Der Vicepastor.

Als ich zweiundzwanzig Jahre alt war, das heißt ein Jahr vor meiner Ordination als Geistlicher, lebte ich einige Zeit als Hauslehrer in einer sehr vornehmen Familie, welche in einer der mittelsten Provinzen meines Vaterlands wohnte.

Im Vorbeigehen will ich hier erwähnen, daß ich von meinem achtzehnten Jahre an, wo ich das Haus meiner Eltern verließ, um die Universität Upsala zu besuchen, als Lehrer, obschon bei verschiedenen Familien, fungirt hatte. Es ist dies in der Regel das Loos armer Studenten und war ganz besonders das meinige, der ich von den zeitlichen Gütern der Welt aus meiner Heimath weiter nichts mitbrachte, als eine alte, zweigehäusige silberne Taschenuhr, die mir mein Vater bei meiner Abreise geschenkt.

Es war dies ein Familienkleinod, welches seit langen, langen Zeiten fortwährend vom Vater auf den ältesten Sohn übergegangen war. Sehr dick und schwer zu tragen war sie doch, wenn sie in ihrer dauerhaft gearbeiteten ledernen Uhrtasche stak, nichtsdestoweniger mein Stolz, trotz der einfachen Uhrkette und des Schlüssels, welche beide von Messing waren.

Jedes Mal, wo ich das alte zerborstene Zifferblatt mit den römischen Ziffern betrachte, kommt es mir vor, als sähe ich das Gesicht meines Vaters oder vielmehr die Gesichter meiner Väter, welche mich — je nach meiner eigenen Gemüthsstimmung — bald heiter, bald düster, bald belohnend, bald strafend anschauen. Ich sehe ihre Blicke mir folgen, ich höre ihre Herzen schlagen, und die dünnen, vom Alter buckelig gewordenen silbernen Gehäuse scheinen mir ein Bild von den im Dienste der Kirche ergrauten Häuptern der würdigen Männer zu sein.

Mancher hat mit dem ‚alten Klapperkasten' wegen der plumpen Form desselben seinen Spott getrieben; der ‚alte Klapperkasten' geht aber immer noch, während die Spötter sich schon längst zur ewigen Ruhe niedergelegt haben. Vielleicht ist er auch noch ein Jahrhundert lang Der, welcher zuletzt lacht, und dies wäre auch sehr gut, denn es geht die Sage, daß, wenn die Flodman'sche Uhr stehen bleibt, es dann auch mit der Flod=

man'schen Familie, trotz ihres großen Reichthums an Kindern und Kindeskindern, vorbei ist, und man will nicht gern, daß die Familie, welcher man angehört, aussterbe, selbst wenn keine anderen Erinnerungen als an Mühe und Entbehrung sich daran knüpfen.

An demselben Tage, wo ich in das Haus der vorhin erwähnten vornehmen Familie kam, ward ich zu dem gnädigen Herrn hinaufgerufen, um seine Verhaltungsbefehle in Bezug auf seinen Sohn, meinen zwölfjährigen Schüler, zu empfangen. Der gnädige Herr war ein Mann von mittlern Jahren und stattlicher Haltung, aber stolzer, unfreundlicher Miene.

„Verstehen Sie Etwas von der Jagd?" war die erste Frage, die er an mich richtete.

„O ja, Herr Graf," antwortete ich; „ich bin viele Male mit auf der Wolfsjagd gewesen und habe auch einige Bärenjagden mitgemacht."

„Was der Tausend!" rief der Graf. „Ich habe hier weiter nichts, als Füchse und Luchse zu bieten. Seien Sie inzwischen morgen früh zeitig auf den Füßen, dann werde ich sehen, was Sie leisten. Adieu!"

„Aber Ihr Sohn, Herr Graf?" wagte ich meinerseits zu fragen.

„Ach ja, es ist wahr!" entgegnete der Graf, als ob ihm jetzt erst einfiele, weßhalb er mich eigentlich in sein Haus gerufen. „Natürlich, mein lieber junger

Freund, geht meine Absicht nicht dahin, daß mein Sohn ein Bücherwurm, ein Pedant werde. Er soll, — er soll blos hier und da ein wenig zu Hause sein; er soll — er soll Alles wissen, das heißt von Allem Etwas — mit einem Wort, er soll ungefähr — ungefähr so viel können wie — wie ich, und damit Punktum."

Ich wagte natürlich nicht, mit noch weiteren Fragen beschwerlich zu fallen, sondern entfernte mich, nachdem mir nochmals eingeschärft worden, am nächstfolgenden Morgen frühzeitig zur Jagd bereit zu sein.

Mein Debüt als Jäger fiel sehr glücklich aus und hatte zur Folge, daß während meines kurzen Verweilens auf dieser Stelle der größere Theil meiner Zeit durch die Jagd in Anspruch genommen ward, weil ich tägtäglich mit dem Grafen die Wälder und Felder durchstreifen mußte.

Diese bewegliche und erfrischende Lebensweise kam mir nach meinen soeben beendeten Probearbeiten zur Erwerbung des Magistergrades sehr wohl zu Statten.

Die hochwohlgeborene Familie erwies mir übrigens alle mögliche Gunst und Gewogenheit, und zwar um so mehr, je besser ich verstand, eine ehrerbietige Entfernung zu beobachten, denn ich wußte wohl, daß es bei der geringsten vertraulichen Annäherung von meiner Seite mit der ganzen Gunst und Gewogenheit zu Ende gewesen wäre.

Der Geburtsstolz ist mir gleichwohl nie auch nur zum vierten Theil so schwer zu ertragen gewesen, wie der Geldstolz. Der erstere achtet die Bildung, oder stellt sich wenigstens, als ob er dieselbe achtete, während dagegen letzterer weiter nichts achtet, als sich selbst.

Die Familie bestand außer dem Grafen und seinem Sohn aus seiner Gemahlin und einer achtzehnjährigen Tochter, Fräulein Clementine, einem Prachtexemplar von Mädchen, wie ein Buchdrucker sagen würde. Selten habe ich in Bezug auf Gesicht und Gestalt etwas so Vollkommenes gesehen.

Das Gesicht war blendend weiß wie Schnee, schien aber auch, wie mir anfangs vorkam, eben so kalt zu sein, wie dieser. Selten öffnete sie den Mund, gerade als ob sie glaubte, die Welt verdiene nicht, den holden Tönen ihrer Stimme zu lauschen.

Trotzdem sollte die holde Schönheit sich binnen Kurzem vermählen, und zwar mit ihrem Cousin, dem Grafen und Rittmeister von Harding, welcher bei dem Leibdragonerregiment stand und ein stattlicher und wirklich angenehmer Cavalier in seinen besten Jahren war.

Oft sah ich die Verlobten beisammen, selten aber hörte ich ein Wort zwischen ihnen wechseln, und von Liebkosungen, wie dergleichen zwischen jungen Leuten unter solchen Umständen gewöhnlich sind, sah ich nie Etwas. Clementinens Antlitz blieb in Gegenwart ihres

Verlobten eben so kalt und ihr Mund eben so versiegelt, wie in Gesellschaft Anderer.

Anfangs glaubte ich, die Liebe der Vornehmen sei einmal so, und eine andere Art und Weise nicht comme il faut. Ich täuschte mich aber, denn es gab Augenblicke, wo das bleiche Antlitz dieses Mädchens purpurn erglühete und brannte, und dann war es so hinreißend, daß keine Feder und kein Pinsel es beschreiben und malen kann, denn es war, als ob Gott, das Urbild des Schönen, selbst aus Purpurgluth und Flammen hervorträte. Man konnte nicht sehen, ohne vernichtet zu werden; man mußte anbeten, oder fliehen.

Dennoch war es nicht Clementinens Verlobter, welcher diese Gewalt über sie ausübte. Dieselbe kam vielmehr von einer Seite, von welcher die hochadelige Familie schwerlich träumte, wenigstens zu jener Zeit, wo das Vorurtheil der Geburt weit stärker war, als jetzt.

Das Pastorat des Ortes ward nämlich den Sommer über von einem jungen und kürzlich erst ordinirten Geistlichen in Eigenschaft eines Vicepastors verwaltet. Derselbe hatte mit Ausnahme seiner großen, dunkeln, blitzenden Augen in seinem Aeußeren nichts Ungewöhnliches; hinreißend aber war seine Sprache, mochte er nun auf der Kanzel stehen, oder sich in den Gesellschaftskreisen bewegen, zu welchen er Zutritt hatte, und

die er trotz seiner Jugend und seines unbedeutenden Ranges als Geistlicher durch seine bloße Gegenwart zur Erbauung und Ehrerbietung stimmte.

Wenn er und Fräulein Clementine zusammen=trafen, was gleichwohl, so viel ich weiß, sehr selten geschah, dann erst bekam Clementine Leben und Geist. Dann tauschten sie die Rollen. Sie ward geistreich, und er schön. Es waren zwei Seelen, welche einander auf allen Punkten berührten, und die sich nicht begegnen konnten, ohne einander das Beste zu geben, was sie besaßen. Es waren zwei Flammen in eine verschmolzen und welche, wenn sie sich trennen mußten, zu trauern schienen, daß sie genöthigt waren, jede an ihrer besondern Kerze zu brennen.

Eines Tages, als ich, um ein Buch zu holen, in das Familienwohnzimmer gehen wollte, that ich meinen Schritten plötzlich Einhalt, denn ich hörte Fräulein Clementine zu ihrer Mutter die Worte sagen:

„Ach, Mama, dieser Mann wird dereinst einer der ersten Würdenträger der Kirche werden, ebenso wie er schon einer der besten ist."

„Clementine!" hörte ich die Gräfin antworten, „bei Allem, was heilig ist, schwöre ich Dir, daß Dein Vater Dich und ihn umbringen würde, wenn er von dieser unglücklichen Neigung auch nur das Mindeste ahnte."

Mehr hörte ich nicht, und ich weiß auch nicht, was in Bezug auf den fraglichen Gegenstand innerhalb dieser Familie weiter vorging; niemals aber vergesse ich den Tag, wo Fräulein Clementine sich endlich mit ihrem Cousin, dem Rittmeister, vermählte.

Am Morgen dieses Tages machte ich, wie ich fast täglich zu thun pflegte, einenen Spaziergang im Park und erblickte hier Clementine, welche bleich und mit gefalteten Händen auf den Knieen vor einer grün angestrichenen Bank lag, welche den Stamm einer mitten in dem großen Park stehenden, riesigen Eiche umgab, derselben Bank, auf welcher ich sie und den Vicepastor, so oft dieser den Herrnhof besuchte, beisammen sitzen gesehen. Das arme Mädchen schien den Himmel um Hilfe zu bitten, empfing aber blos Thränen.

Der Seelenkummer ist heilig, und ich entfernte mich daher mit geräuschlosen Schritten.

Am Nachmittag, während die Hochzeitsgäste sich versammelten und ich mich auf meinem Zimmer ankleidete, trat der Vicepastor, welcher von dem Grafen aufgefordert worden, die Trauung zu vollziehen, bei mir ein. Lange ging er mit großen, schweren Tritten schweigend auf und ab. Endlich hörte ich ihn mit einer Stimme, welche dumpf klang wie ferner Donner, die Worte murmeln:

„Wer die Perle verschlingt, giebt sich den Tod,

und ich habe sie verschlungen, die ich — Aber soll Der, dessen Beruf es ist, Die, welche im Thal des Kummers und der Schatten schmachten, zu trösten und zu erfrischen, selbst ohne Trost, ohne Erfrischung dastehen? — Das sei fern! O Herr! mein Gott, laß diesen Kelch von mir gehen! Nicht den bittern, denn diesen fürchte ich nicht, sondern den süßen, den süßen, denn"

Die Worte lös'ten sich allmählich in einen tiefen Seufzer auf, dann ward Alles still. Nach Verlauf von einigen Secunden entfernte sich der Vicepastor mit hoch erhobener Stirn und festen Tritten und ich, den er wahrscheinlich nicht bemerkt, folgte ihm bald darauf.

Ich hörte ihn die Trauung mit seiner gewöhnlichen kräftigen, wohllautenden Stimme vollziehen, ohne daß ein einziger Muskel seines Gesichts verrieth, was in ihm vorging.

Ich hörte auch die Braut mit fester Stimme antworten, sah aber ihren ganzen Blick in den seinen versenkt. Auch in diesem Augenblick waren ihre Seelen verschmolzen; diesmal aber gaben sie einander Etwas, was mehr war als Schönheit, mehr als Geist — sie gaben einander Seelenstärke und Muth.

Der Vicepastor fuhr gleich nach der Trauung seines Weges. Die Neuvermählten reis'ten den folgenden Tag ab, und ich sah sie niemals wieder. Clementinens Prophezeihung aber ging in Erfüllung, denn

die Liebe ist trotz der Augenbinde, womit man sie zu malen pflegt, eine Hellseherin. Der Vicepastor ward nicht blos einer der vornehmsten Würdenträger der schwedischen Kirche, sondern der vornehmste; er ward Bischof und Erzbischof, denn er war kein Anderer, als der später als Dichter, Kanzelredner und gelehrter Theolog so berühmte Olof Wallin.

III.

Meine erste priesterliche Amtsverrichtung.

Am Tage nach dem, wo ich in der Domkirche zu Upsala von seiner Hochwürden dem Herrn Erzbischof selbst die Priesterweihe erhielt, machte ich meine Aufwartung bei einem meiner Examinatoren, dem Professor Hullten, welcher bei dieser Gelegenheit Folgendes zu mir sagte:

„Na, nun haben Sie Rock und Kragen, Herr Magister, und das freut mich. Ihr tägliches Brod werden Sie hinfort auch stets haben, nach der Butter und dem Käse aber werden Sie sich noch lange vergebens umsehen. Im glücklichsten Falle bekommen Sie, wenn Sie ungefähr fünfzig Jahre alt sind, ein wirkliches Pastorat, und dann heirathen Sie eine alte Haushälterin, welche kochen, backen und alte Röcke und Westen wieder zusammenflicken kann, und dann sterben

Sie, während das älteste Kind noch in den Windeln liegt, und haben somit eine sehr schöne Carrière gemacht."

Dies klang, wie der Leser zugeben wird, nicht sonderlich ermuthigend, wenn auch ziemlich wahrscheinlich; den nächstfolgenden Tag aber war ich am Bord eines Passagierschiffes und auf dem Wege nach Stockholm, denn Dampfboote gab es damals noch nicht. Mein Vater war Universitätsfreund eines alten Kommi=nisters in Stockholm gewesen, und dieser hatte michaufgefordert, sein Adjunct in einem der größern Kirchspiele der Hauptstadt zu werden; eine Anstellung aber in Stockholm zu erhalten, ward beinahe für Dasselbe angesehen, als wenn man dem Glück unmittelbar in die Arme spränge.

Nicht weniger als acht Tage lagen wir auf dem Meere, denn wir hatten ungünstigen Wind, welchen der Capitain unter unzähligen Flüchen und Verwünschungen auf Rechnung des Umstandes brachte, daß er eine ‚Pfaffenseele' an Bord hätte. Glücklicherweise ward ich aber doch nicht wie der Prophet Jonas über Bord geworfen, sondern stieg an einem kühlen Nachmittag im Monat October endlich, wenn auch später, als ich gedacht, doch gesund und unversehrt in Stockholm an's Land.

„Willkommen, lieber Flodman!" rief mir der alte Komminister freundlich entgegen. „Du kommst gerade,

wo ich Deiner am Nothwendigsten bedarf. Ich habe beinahe in einem und demselben Athem eine Trauung zu verrichten und einem Begräbniß beizuwohnen, und Du mußt Dein Amt sogleich mit dem letzteren beginnen. Rasch daher den Priesterrock angezogen und die Krause umgebunden! Hier hast Du mein Buch. Das Gebet ‚Von Erde bist Du' ist eingezeichnet, das Blatt, auf dem der Segen steht, ist etwas zerrissen und abgenutzt, und es wird Dir schwer werden, ihn zu lesen, hoffentlich kannst Du ihn aber auswendig. Andere Beinkleider brauchst Du nicht erst anzuziehen, denn es handelt sich blos um die Beerdigung einer armen Klempnergesellenfrau. Also rasch in's Zeug! Was macht denn Dein Vater?"

Eine Viertelstunde später war ich auf dem Wege nach dem Trauerhause, welches ich, da ich mit den Straßen von Stockholm völlig unbekannt war, nur mit großer Mühe und nach vielem Fragen fand. Man führte mich in einem finstern Hause, welches in einem abgelegenen Gäßchen stand, die Treppe hinauf in ein ziemlich großes Zimmer. Hier fand ich einige der untersten Arbeitsklasse angehörende schwarzgekleidete Personen, die unter lebhaftem Wortwechsel um einen kleinen Schornsteinfegerbuben herumstanden, der seine gewöhnlichen Arbeitskleider trug und folglich schwarz aussah, wie ein Rabe.

„Da kommt der Geistliche und wird die Sache sogleich entscheiden," sagte ein Mann von mittleren Jahren, der Gatte der Frau, welche soeben begraben werden sollte.

„Was giebt es denn?" fragte ich.

„Dieser kleine schwarze Rüpel will gleich so, wie er geht und steht, mit zu Grabe gehen," sagte der Wittwer.

„Aber warum soll er denn nicht?" fragte Einer der andern Leidtragenden. „Er trägt ja Trauer vom Kopf bis zum Fuße, und sein Gesicht ist eben so schwarz, wie seine Hände. Er trauert folglich mit dem ganzen Körper und vielleicht auch ein Wenig mit der Seele."

„Ist er auf irgend eine Weise mit der Verstorbenen verwandt?" fragte ich.

„Er ist unser Pflegekind," antwortete der Wittwer. „Meine selige Frau und ich wir haben ihn erzogen und —"

„Und er hat sich in der Welt schon bedeutend emporgearbeitet, ohne daß man ihm den mindesten Schwindel nachsagen kann," unterbrach derselbe Leidtragende, welcher schon einmal gesprochen.

„Und er wandelt täglich den schmalen Weg, der zum Himmel führt," setzte ein Anderer hinzu.

Nach noch einigem Hin- und Herstreiten ward gleichwohl bestimmt, daß der kleine Schornsteinfeger

dem Sarge folgen, aber für sich allein das letzte Glied der Leidtragenden bilden sollte.

Nachdem man hierauf Kaffee getrunken und dazu eine ansehnliche Menge Safranbrödchen verzehrt hatte setzte sich die Prozession in Bewegung, und es dauerte nicht lange, so waren wir auf dem Kirchhofe bei dem Grabe. Mit lautpochendem Herzen und zitternder Stimme begann ich meine erste Amtsverrichtung als Geistlicher, denn es kam mir vor, als ob sämmtliche Leichensteine sich vorwärts neigten, um zu hören, was ich sagen würde. Ich dachte an die Vielen, welche diese Räume der Vergänglichkeit bewohnten, und an die noch weit größere Anzahl, welche dieselben bewohnen würde, und ein unaussprechlich heiliges Gefühl erfüllte meine Brust, als ich mein Buch aufschlug und das Gebet für die Todten las.

Während ich dies that, schien es vor mir ganz hell in dem Grabe zu werden, und die hier und da umherliegenden Todtengebeine schimmerten aus der Erde hervor, wie blankes Gold. Aelter im Dienst wird der Geistliche in den Wohnstätten der Vergänglichkeit sehr bald heimisch und gleichsam Mitarbeiter des Todes. Auch ich sollte mit der Zeit erfahren, daß Niemand weniger an das Grab denkt, als Der, welcher es fortwährend vor Augen hat.

Nachdem die Leiche in's Grab gesenkt war, machte

sich die Prozession wieder auf den Heimweg. Ich war sehr zufrieden mit mir selbst, denn ich glaubte am Grabe eben so schöne als herzliche Worte gesprochen zu haben. Um so unangenehmer fühlte ich mich daher überrascht, als der Wittwer Folgendes zu mir sagte:

„Ich wollte darauf wetten, Herr Pastor, daß Sie aus Bergslagen gebürtig sind, denn als ich auf der Lehre war, hatte ich einen Saufaus zum Kameraden, der auch diesen verwünschten Dialekt redete. Er hieß Olson, Peter Olson, und war sonst ein ganz guter Kerl. Nur konnte er das verdammte Saufen nicht lassen und erhing sich später."

Als wir die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatten, machte der Zug auf Geheiß des Wittwers Halt. Letzterer sprang in ein Haus hinein, welches, dem Aushängeschilde nach zu urtheilen, ein Wirthshaus war, kam aber mit einer großen gefüllten Flasche in der Hand bald wieder heraus.

„Wir müssen uns doch auch Etwas zu trinken mitnehmen," sagte er, „und ich habe nicht eher Zeit gehabt, Etwas zu holen."

Hierauf setzten wir unsere Wanderung weiter fort, während ich meinen Priesterrock, den ich ausgezogen, unter dem linken Arme trug. Neben mir her schritt der trauernde Wittwer, der mit der rechten Hand den Hals der großen Branntweinflasche gefaßt

hielt, während er mit der linken vorsichtig den Boden stützte.

Zum Glück war es ziemlich dunkel, so daß ich mich durch diesen komischen Leichenzug weniger genirt fühlte, als außerdem der Fall gewesen sein würde.

Im Trauerhause wieder angelangt, wurden die Leidtragenden, anstatt mit Mosel- und Rheinwein, mit Bier und Branntwein traktirt, und statt des Confekts reichte man einen Teller mit Zuckerstückchen herum.

Es dauerte nicht lange, so wurden Wirth und Gäste ziemlich laut und lebendig, besonders der Erstere welcher sogar anfing, Gesundheiten auszubringen, zuerst die seiner ‚seligen Frau,' und dann die meinige, welche beide Toaste er mit selbst improvisirten Knüttelversen begleitete.

Der Geistliche muß in Folge seines Amtes Viel mit ansehen, hören und vertragen; die Poesie des Klempners ging mir aber doch ein Wenig zu weit, und ich nahm daher, sobald als es sich thun ließ, meinen Hut, um zu gehen.

„Ich möchte," sagte der Wittwer, indem er mich taumelnd bis an die Thür begleitete, „ich möchte Ihnen gern ein Stück Geld für Ihre Mühe geben; aber drei Reichsthaler kostet mich der Sarg, obschon ich ihn selbst angestrichen habe, und vierundzwanzig Schilling und sechs Tassen Kaffee kostet mich die Leichenfrau. Wenn

Sie aber vielleicht einmal eine alte Dachrinne zu re=pariren haben, Herr Pastor, so werde ich Sie gern umsonst bedienen."

Ich dankte und ging. Auf der finstern Treppe hörte ich Jemanden ganz dicht neben mir schluchzen.

„Wer ist hier?" fragte ich.

„Ach es ist weiter Niemand als ich," antwortete eine zarte Stimme, und ich erkannte den kleinen Schorn=steinfeger.

„Warum sitzest Du hier, armer Junge?"

„Ich getraue mich nicht hinauf, denn wenn der Vater Etwas getrunken hat, so schlägt er mich."

„War Deine Pflegemutter freundlicher gegen Dich?"

„Ach ja! Sie wollte durchaus nicht zugeben, daß ich Schornsteinfeger würde, und als sie hörte, daß der Geselle mich mit Nadeln in die Füße stach, wenn ich nicht die enge, schwarze Feuereisse hinauf wollte, da weinte sie über mich. Ach wohl Dem, der da wäre, wo sie jetzt ist!"

Es war mir, als sähe ich die Thränen des ar=men Knaben durch die Finsterniß mir entgegenschim=mern.

„Komm morgen Vormittag um neun Uhr in das Pfarrhaus und frage nach Magister Flodman," sagte ich zu dem Knaben, während ich ihm eine kleine Silber=

münze, den ganzen Rest meiner Reisekasse, in die Hand drückte.

Ich fühlte auf meiner Hand ein paar kalte Lippen und einige warme Thränen, und dann schied ich von dem armen kleinen Schornsteinfeger, der gleichwohl die einzige Lichtseite des dunklen Gemäldes dieses Abends bildelte.

So schloß meine erste Amtshandlung als Geistlicher.

IV.

Ein Wolf in Schafskleidern.

Ein Kommministeradjunct oder Hilfsgeistlicher hat nicht viel zu thun, bekommt aber auch für das, was er thut, nicht viel. Sein Vorgesetzter behält natürlich die lohnendsten Amtsverrichtungen für sich selbst. Er tauft, trauet und begräbt die Reichen und Vornehmen; er hält sich zur Mittelklasse, ist gut Freund mit dem Detailwaarenhändler und wohlhabenden Handwerker und folglich auch willkommener Gast in ihren Häusern, wo er mit dem Wirth ein Spielchen macht und bei'm Weihnachtsschmause den Segen des Himmels auf die Wirthin herabruft.

Was bleibt da wohl für den armen Adjuncten übrig? Weiter nichts, als Tag für Tag das Morgen- und Abendgebet in der Kirche.

Bewahre mich Gott davor, daß ich sagen sollte,

diese Functionen seien nicht lohnend, denn sie kommen Dem, der sie verrichtet, sicherlich einmal, und wenn nicht eher, doch wenigstens in einem andern, bessern Leben zu Gute. Ganz gewiß aber ist es eine sehr undankbare Aufgabe, allein in der großen, öden Kirche zu stehen und das Echo seiner eigenen Stimme zu hören, ohne daß eine andere Menschenzunge die heiligen Worte nachspricht, oder ein Seufzer aus einer Menschenbrust die Nähe eines einzigen andächtigen Wesens verräth; denn natürlich rechne ich weder den Cantor, noch den Küster, welche eben so wie der Geistliche sich blos um des Dienstes willen einfinden und nur in dem Falle seufzen, daß das Gebet zu lange dauert, oder zu viel Verse gesungen werden.

Doch ich thue dem armen Theile der Gemeinde Unrecht, denn beinahe hätte ich meine einzigen Zuhörer, oder richtiger gesagt Zuhörerinnen, vergessen. Meistens sind es nämlich blos die weiblichen Mitglieder des Armenhauses, welche bei solchen Gelegenheiten das Gotteshaus besuchen.

Für diese armen Frauen, welche die Welt verstößt oder verachtet, steht wenigstens ein Salon offen, den sie betreten können, ohne fürchten zu müssen, daraus verwiesen zu werden. Hier können sie sitzen, ohne daß Jemand die Nase über sie rümpft, und dieser Salon ist nicht blos viel größer, als die Sa-

lons der sogenannten großen Welt, sondern auch hinreichend prachtvoll, sollte ich meinen; denn die Kanzel mit ihren goldenen Engeln, die Orgel mit ihren silbernen Pfeifen, das große Altargemälde, wo die Meisterhand der Kunst die bedeutungsvollsten Gegenstände unserer Lehre dargestellt hat, die Kronleuchter mit ihren gewaltigen Armen und schweren Kugeln von strahlendem Krystall — alles Dies bildet eine Ausstattung, welche des Ortes würdig ist.

Jeden Morgen und Abend, wo ich zur Kirche kam, konnte ich sicher darauf rechnen, an der Thür derselben meine alten Weiber aus dem Armenhause zu treffen. Sie standen da auf ihre Krücken gestützt und verneigten sich so tief, als ihre steifen Knochen es gestatteten, während ein Lächeln einen Augenblick lang ihre gelben, verwelkten Züge belebte. Es dauerte nicht lange, so kannte ich sie Alle und wußte ihr Alter, ihre Namen und ihre Lebensschicksale.

„Ich sehe ja Mutter Malm heute nicht," sagte ich eines Morgens zu den alten Weibern, welche mich wie gewöhnlich an der Kirchthür erwarteten. „Ist sie denn krank?"

„Ach, mein guter, lieber Herr Magister," antwortete schluchzend eine der Armenhausbewohnerinnen, „sie wollte aufstehen, um mit in die Kirche zu gehen,

sank aber auf das Bett zurück, und nun ist sie todt, sonst wäre sie mitgekommen."

Ich ließ, nachdem ich das gewöhnliche Gebet gesprochen, eine kurze improvisirte Gedächtnißrede auf Mutter Malm folgen, und als ich damit fertig war und die Kirche verlassen wollte, ergriffen mich die alten Frauen bei den Händen und wollten mir dieselben küssen. War es denn also etwas so Seltenes für sie, diese kleine Gedächtnißrede auf den Tod einer Person ihres Gleichen, eine Rede, die allerdings unter gewöhnlichen Umständen nur auf besondere Bestellung und Bezahlung den Reichen oder den Vornehmen gehalten wird?

Dies weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß in diesem Augenblick alles Gold der Welt nicht die Thränen der Dankbarkeit aufgewogen hätte, welche diesen matten, verschrumpften Augen entrannen.

Bei einer andern Gelegenheit und während eines Abendgebets entdeckte ich eine jüngere Frauensperson in hellfarbener Kleidung und mit einem eben solchen Hute auf dem Kopfe, welche ganz allein auf einer Bank in der Nähe des Ausganges saß. Sie schien das Gebet mit großer Erbauung anzuhören; als ich aber das Vaterunser begann, sah ich, wie sie sich aus der Bank hinausschlich und verschwand, ohne daß ich in der Dämmerung sehen konnte, wohin sie den Weg nahm.

Nach Schluß der Andachtsstunde fragte ich die alten Weiber, wer jene Frauensperson, die sich nicht einmal Zeit nahm, das Gebet zu Ende zu hören, wohl gewesen sei, aber Niemand hatte sie je zuvor gesehen.

Ohne diesem Vorfall nun weitere Aufmerksamkeit zu widmen, verließ ich die Kirche, deren Thür geschlossen ward. Als ich aber hinaus auf den Kirchhof kam, warf ich zufällig einen Blick auf das große, runde Fenster über der südlichen Emporkirche, durch welches gerade der Mond seine Strahlen in die Kirche warf, und ich sah ganz deutlich drinnen an demselben Fenster eine weiße Gestalt, welche sich augenblich zurückzog und dann nicht mehr zu sehen war.

Nicht wenig erstaunt theilte ich dem Küster, der neben mir stand, meine Entdeckung mit. Er schüttelte aber lachend den Kopf und meinte, ich sei wohl in einer optischen Täuschung, wie man es nenne, befangen gewesen.

Ich war jedoch meiner Sache sicher, und dazu kam, daß der Gedanke jener Frauensperson wieder in mir erwachte. Sie konnte ja auf die südliche Emporkirche hinaufgegangen sein, sich dort versteckt haben und auf diese Weise eingeschlossen worden sein.

Aus diesem Grunde zwang ich den widerstrebenden Küster, seine Laterne anzuzünden und mit mir in die Kirche zurückzukehren. Als wir in dieselbe einge-

treten waren, befahl ich ihm, am Eingange stehen zu bleiben, nahm die Laterne selbst in die Hand und ging den großen Mittelgang entlang.

Ein schwaches Geräusch, welches ich von links her vernahm, bewog mich, meine Schritte nach der Richtung zu lenken, in welcher sich die Sakristei befand. Als ich an eine der in der Nähe derselben stehenden Bänke kam, war ich nicht wenig überrascht, auf dem Fußboden in dieser Bank eine weibliche Gestalt liegen zu sehen, die aber, ehe ich auch nur Zeit hatte, ein Wort an sie zu richten, aufsprang, sich über die Bank schwang und die Flucht nach der Kirchthür zu ergriff.

Ich setzte ihr sofort nach und sah, wie sie den Küster auf die Seite stieß und auf den Kirchhof hinauseilte. Ich war ihr jedoch bald dicht auf den Fersen, und da sie durch ihre langen Kleider am schnellen Laufen bedeutend gehindert ward, so gelang es mir nach kurzer Zeit, sie zu packen.

„Lassen Sie mich los, Herr, sonst ziehe ich das Messer!“ rief sie, indem sie zugleich sich auf eine Weise wehrte, die für weibliche Arme ungemein kräftig genannt werden mußte.

Wenn ich aber den gebirgischen Dialekt redete, so hatte ich auch gebirgische Arme, und die Schöne stand bald in dieselben eingeklemmt wie in einen Schraubstock.

Der Küster, welcher endlich Muth faßte, kam nebst noch einigen Leuten, welche das Geräusch herbeigelockt, mir nun zu Hilfe, und die verdächtige Person ward einer gründlichen Durchsuchung unterzogen.

Ein Messer hatte sie allerdings nicht bei sich, dafür aber ein ganzes Bündel Dietriche von allen Dimensionen, und als die Polizei zur Stelle kam, stellte sich heraus, daß dieser wirkliche Wolf in Schafskleidern Niemand anders war, als der zu seiner Zeit sehr berüchtigte und verschlagene Erzspitzbube ‚Jungfer Maja,' so genannt, weil er sich meistentheils in Frauenkleidern an die Ausführung seiner listig projectirten Streiche machte.

„Zum Teufel!" hörte ich ihn murmeln, während er abgeführt ward; „es ist wie ich immer gesagt habe: Kirchendiebstahl bringt keinen Segen."

Eben so wie er das Abendgebet benutzt, um ohne Mühe in die Kirche hinein zu gelangen, hatte er beabsichtigt, das Morgengebet abzuwarten, um eben so bequem mit seiner Beute davonzukommen, welche Absicht er sicherlich auch glücklich erreicht hätte, wenn nicht ich und der Mond gewesen wären.

‚Jungfer Maja,' deren im Druck erschienene Geschichte vielleicht mehr und größere Auflagen erlebt hat, als die Werke irgend eines unserer größten Schriftsteller, starb gleichwohl nicht als lebenslänglicher Ge-

fangener. Seine Aufführung war während der ihm zuerkannten langen Strafzeit in jeder Beziehung so untadelhaft und gut, daß er endlich vom König begnadigt ward und vor nicht erst vielen Jahren in der Gegend von Arboga, trotz seiner Vergangenheit von allen seinen Nachbarn geachtet und werthgehalten, als Besitzer eines kleinen Gutes starb, welches er mit seinem auf der Festung ersparten Arbeitslohn gekauft.

Nicht alle Wölfe nehmen ein solches Ende.

V.

Ein Herz.

In den Werken eines berühmten Schriftstellers las ich einmal folgende Zeilen:

„Das Herz eines fünfundzwanzigjährigen Mädchens ist nicht dasselbe, wie das eines siebzehnjährigen, und das einer vierzigjährigen Frau ist nicht dasselbe, wie das einer dreißigjährigen, denn es giebt im Leben des Weibes vier Stufenalter."

In wie weit dieser Ausspruch als Regel gelten kann, will ich dahingestellt sein lassen; auch wage ich nicht, die harte Wahrheit von der Einwirkung der Jahre auf Körper und Seele des Menschen zu bestreiten, und ich weiß recht wohl, daß eine Blume bei der ersten Begegnung der Sonne und des Tages schöner duftet, als gegen das Ende ihres kurzen Daseins.

Dennoch aber sind mir auf meinem Lebenswege

auch viel Ausnahmen vorgekommen, und ich habe Frauen gesehen, welche ihrer ersten Neigung bis in das späteste Alter und trotz der wechselvollsten Schicksale treu blieben. Das Etui verlor wohl seinen Sammet und sein Gold, der Juwel aber, den es verwahrte, blieb derselbe.

Eine dieser Ausnahmen ist es, welche ich jetzt dem Leser vorführen will.

Während der ersten Zeit meiner Anstellung in Stockholm ertheilte ich in der Mädchenpension einer Frau Nisson täglich eine einstündige Lection in Geschichte und Geographie.

Diese Pensionsschule galt damals für die beste in Stockholm, obschon sie denselben Fehler hatte, wie die übrigen. Der äußere Anstrich ward hier nämlich höher geschätzt, als alles Andere, oder mit andern Worten, man widmete der Form Alles und dem Geiste Nichts.

Oft kam es mir vor, als ob das, was man hier lehrte, blos gelernt würde, um wieder vergessen zu werden; gerade als ob die Pensionsschulen blos deßhalb da wären, weil man nicht wüßte, was man mit einem Mädchen beginnen solle, bevor es confirmirt ist, wo dann Alles als vollendet betrachtet wird. Und gleichwohl ist die Erziehung des Weibes so wichtig, denn

von den Müttern hängt die Zukunft ganzer Nationen ab.

Doch kommen wir auf den Gegenstand meiner Erzählung.

In Frau Nisson's Pension befand sich auch ein Fräulein Fanny Lejonhufvud von alter Familie, und man läßt ja keine andern Familien für alt gelten, als die hochadeligen. Wir Bürger sind lauter neue Menschen, welche Gott weiß woher stammen und vielleicht gleichsam unmittelbar vom Himmel herunterfallen, obschon wir mit diesem unserm Ursprung bei Weitem nicht so viel prahlen, wie die Adeligen mit ihren Stammbäumen und Marmorgrabmälern.

Könnte man wirklich Jemanden einen solchen unadeligen Ursprung wie den soeben erwähnten zuschreiben, so wäre dies unzweifelhaft die fünfzehnjährige Fanny Lejonhufvud gewesen. Sie war ein Wesen, welches man der Erde förmlich mißgönnen konnte, eine Perle, welche zu gut, um gefischt zu werden, ewig ungestört auf ihrem Korallenbett, geschützt vor dem Tosen des Meeres und der Wuth des Sturmes, hätte ruhen sollen.

„Dieses Mädchen ist ein Engel," sagte eines Tages Frau Nisson zu mir, „aber gleichwohl ist mir förmlich bange um sie; denn können Sie sich wohl den-

denken, daß sie, obschon noch ein pures Kind, schon eine höchst unglückliche Neigung gefaßt hat?"

„Zu wem denn?" fragte ich, nicht wenig überrascht.

„Nun sehen Sie," antwortete Frau Nisson, „drei Treppen hoch hier im Hause wohnt ein junger Schreiber, mit dem sie bestimmt noch niemals ein einziges Wort gesprochen und dessen Namen sie kaum kennt, von welchem sie aber nichtsdestoweniger spricht und zwar mit einem Entzücken, welches allen meinen Schülerinnen die Köpfe zu verdrehen droht. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß Fräulein Fanny, als einer der ersten Familien unseres Landes angehörend, von ihrer eben so gewissenhaften als edlen Mutter auf das Strengste beaufsichtigt wird. Wie leicht aber kann der unbedeutendste Zufall, ein bloßes Wort, ja eine Geberde in einem einzigen Augenblick die langjährige Thätigkeit und Mühe der besten Mutter vergeblich machen!"

„Ach, Frau Nisson," erklärte ich, „ich fürchte, daß alle jene Vorsichtsmaßregeln, die man in gewissen Familien und besonders in den vornehmsten gegen die Töchter trifft, eben so viele Ungerechtigkeiten sind, welche sich früher oder später rächen. Die Mutter, welche ihre Tochter fortwährend mit Schranken des Mißtrauens umgiebt, beraubt sich leicht des Vertrauens ihres eigenen Kindes und —"

Hier ward das Gespräch zwischen Frau Nisson und mir durch eine hinzukommende dritte Person gestört, und auch später in dieser Richtung nicht weiter fortgesetzt. Eines Tages aber begleitete ich Fräulein Fanny aus der Pension und ergötzte mich, wie gewöhnlich, an ihren naiven, treffenden Antworten, welche nur Unschuld und Vertrauen athmeten.

Beiläufig will ich bemerken, daß sie mir stets ganz besondere Anhänglichkeit bewies, wahrscheinlich um meiner Priesterkrause willen, von deren Bedeutung sie einen ungemein hohen Begriff hatte; vielleicht auch deßhalb, weil ich meinen Schülern niemals die strenge Miene eines theologischen Pedanten zeigte.

Als wir so mit einander entlang gingen, zupfte sie mich plötzlich am Rockärmel, indem sie sagte:

„Sehen Sie sich einmal den Herrn an, dem wir sogleich begegnen werden. Sieht er nicht recht gut und bieder aus? Ist sein Gesicht nicht eins von denen, welche Vertrauen einflößen und Glück verheißen?“

Ich blickte auf und erkannte den Schreiber, von welchem Frau Nisson gesprochen. Er war ein hochgewachsener Mann von meinen Jahren und mit einem Gesicht, so wie Fanny es soeben beschrieben, obschon sie dabei den ächt jovialen Zug unerwähnt gelassen, welcher um die Lippen herum sein Lustlager aufgeschlagen zu haben schien.

„Ich habe ihn niemals sprechen hören," fuhr Fanny fort, „aber dennoch halte ich sehr viel auf ihn."

Ich sah ihr, als sie diese Worte sprach, scharf in's Gesicht, entdeckte aber keine andere Röthe, als die der gewönlichen Rosen der Gesundheit und Jugend. Das unschuldigste Wesen erröthet, eben so wie das verstockteste, am Wenigsten. Es ist dies die gewöhnliche Berührung der Extreme in diesem Leben des ewigen Kreislaufes. Fanny schien blos ein Wenig gedankenvoll zu sein, aber es war eine Gedankenfülle des Lichts, nicht des Schattens.

Ungefähr zehn Jahre später begegnete ich meiner früheren Schülerin auf der Nordbrücke. Sie war damals schon seit sechs Jahren und zwar nicht blos standesgemäß, sondern auch glücklich vermählt, was nicht immer so zusammentrifft.

Die stattliche, zur vollkommenen Schönheit entwickelte Frau erkannte mich sofort wieder und redete mich mit demselben Wohlwollen und Vertrauen an, wie sie früher als fünfzehnjähriges Mädchen gethan.

Nachdem wir über Dies und Jenes gesprochen, fragte sie, gerade als wir uns wieder trennen wollten:

„Sind Sie mit dem Kämmerer Westerstrand bekannt?"

„Mit dem Kämmerer Westerstrand?" wiederholte ich. „Nein, Frau Gräfin, das ist nicht der Fall."

„Entsinnen Sie sich denn nicht mehr des jungen Mannes, welcher in demselben Hause wohnte, wo Frau Nisson ihre Pension hatte?“

„Ah, jetzt besinne ich mich. Denken Sie denn noch an ihn?“

„Ja wohl; er war ja mein Ideal,“ antwortete die Gräfin, „und Sie urtheilen vielleicht nicht zu streng über mich, wenn ich Ihnen sage, daß er es auch jetzt noch ist.“

„Dann haben Sie also seine persönliche Bekanntschaft gemacht?“ fragte ich beinahe erschrocken.

„Eben so wenig oder, richtiger gesagt, eben so viel wie früher,“ antwortete sie. „Noch haben unsere Wege sich nicht gekreuzt, ich höre aber, daß es ihm wohl geht, und dies freut mich mehr, als ich es beschreiben kann. Giebt es überhaupt wohl viele Menschen, deren Träume in Erfüllung gegangen, oder deren Hoffnungen nicht getäuscht worden wären? — Aber ich wußte das ja Alles vorher.“

Viele, viele Jahre waren auf diese Begegnung gefolgt, als ich eines Abends, nun selbst alt und grau, in einer größern Gesellschaft abermals mit der Gräfin zusammentraf. Auch sie war ziemlich betagt und äußerlich verändert. Blos wenn sie lächelte, fand ich die fünfzehnjährige Fanny, die in Frau Nisson's Pension mein und aller Andern Liebling gewesen, wieder,

denn das Lächeln, dieses schönste Gepräge des Himmels auf dem menschlichen Antlitz, leidet nicht wie so vieles Andere unter der Einwirkung der Vergänglichkeit und der Jahre.

„Ich sah Sie soeben mit dem Präsidenten Westerstrand sprechen," sagte die Gräfin zu mir. „Dann sind Sie also wohl endlich bekannt mit ihm geworden?"

„Wer kennte nicht diesen ausgezeichneten Mann!" entgegnete ich. „Und wer ihn kennt, Der schätzt und liebt ihn auch.

„Sehen Sie," sagte die Gräfin mit ihrem unverwelklichen Lächeln, „der Staub der Wirklichkeit hat das Ideal des fünfzehnjährigen Mädchens nicht besudelt, und Fanny hat, glaube ich, Ehre von dem Traum ihrer Kindheit, von ihrer Erinnerung und von ihrem — Gefühl."

Mit tiefer Bewegung betrachtete ich diese edle Frau, und glaube von diesem Augenblick an nicht mehr an die Regel von den vier Stufenaltern im Leben des Weibes, insoweit nämlich das Herz in Frage kommt.

VI.

Jonas Dugge.

Jonas Dugge machte das Hofgerichtsexamen an demselben Tage, wo ich zum Geistlichen ordinirt ward, und wir reis'ten auf einem und demselben Schiffe nach Stockholm, ich, um dort meine Subsistenz, er, um das Glück zu finden, denn ‚mein Geschäft mit der Göttin Fortuna ist abgeschlossen,' pflegte er zu sagen.

Sein Vater war Bankier in Gothenburg gewesen und hatte nur ein einziges Kind, aber sieben Schiffe auf der See gehabt.

Während der ersten Jahre seiner Studentenzeit in Upsala lebte der Sohn auch wie ein vollendeter großer Herr. „Sechs Schiffe können drauf gehen," sagte er, „denn was soll man mit mehreren, als man mit eigener Hand steuern kann?"

Dieser Maxime treu, gab er Diners und Sou=

pers, lieh Jedem, der ihn darum anredete, Geld, ging niemals in die Vorlesungen, besuchte aber fleißig die Reitbahn und den Fechtboden, hatte kaum ein Buch auf seinem Tische, dagegen aber sein eignes Reitpferd im Stalle, was unter Studenten bis jetzt etwas Unerhörtes war.

Eines Tages befand er sich nebst einem halben Dutzend seiner Commilitonen bei dem berühmten Professor Jöns Svanberg, um das sogenannte mathematische Examen zu machen, eins jener vorbereitenden Examina, wobei es mehr auf Sporteln für die Lehrer, als auf eigentlichen Nutzen für die Lernenden abgesehen ist.

Das Examen ging, wie gewöhnlich, schlecht mit Allen, ausgenommen mit Dugge, welcher, obschon er sicherlich weniger als die Andern in den Euklides geguckt, gleichwohl mit seinem klaren Verstand sich stets aus der Schwierigkeit heraushalf.

Als aber das Examen eine halbe Stunde gedauert hatte, erhob sich Dugge und bat um Erlaubniß, gehen zu dürfen.

„Ich fürchte," sagte er, „daß mein Reitpferd, welches ich vor der Thür gelassen, unruhig werde und draußen irgend ein Unheil anrichte, während ich mich hier drinnen mit Mathematik beschäftige."

„Reitet Sie der Teufel, Herr?" rief der Professor verblüfft und die Augen weit aufreißend.

„Nein, Das gerade nicht, Herr Professor; wohl aber reite ich eine Stute von ächter Strömsholms-race," antwortete Dugge.

„Nun so reiten Sie in's Teufels Namen; Sie haben Ihr Examen gut bestanden!" rief Jöns Svanberg.

Dugge verneigte sich, ging und schwang sich auf seine Strömsholmsstute; da er aber in demselben Augenblick das Gesicht des Professors zum Fenster heraus-schauen sah, so ließ er seine Stute alle ihre Künste zeigen. Er ritt dem alten Mathematiker Cirkel, Quadrate und Dreiecke, ja sogar Sphären vor, welche, da sie den letzten Büchern des Euklid angehören, der Professor von einem Examinandus in dem armseligen mathematischen Examen sicherlich niemals erwartet hatte.

Dugge war seit zwei Jahren Student, als sein Vater starb und zum Erstaunen Aller nur Schulden hinterließ.

„Von der ganzen Flotte bleibt mir auch nicht eine einzige elende Schaluppe," sagte Dugge ganz ruhig; „aber um so besser. Wer die ganze Gunst der Fortuna gewinnen will, darf von ihr nicht den geringsten Vorschuß entnommen haben. Inzwischen habe ich mir

die Hörner abgelaufen und weiß nun, was ich zu thun habe."

Von diesem Tage an sah man Dugge selten auf der Straße, weder zu Pferde, noch zu Fuße. Nach Verlauf von einem halben Jahre machte er das juristische Staatsdiener=, oder, wie man in Schweden sagt, Hofgerichtsexamen, vielleicht das ehrenvollste, welches jemals in Upsala gemacht worden, worüber nicht blos die Lehrer, sondern auch Dugge's Mitstudenten sich nicht wenig freuten, denn er war bei Allen beliebt.

Er besaß ein mehr angenehmes, als schönes Gesicht, und in seinen großen braunen Augen lag eine gewisse magnetische Anziehungskraft. Wenigstens versicherten dies die Damen, welche einem jungen Manne eine etwas flotte Lebensweise gern verzeihen, dafern nur Moral und Sitten nicht allzusehr darunter leiden.

Uebrigens war er wohlgewachsen, kräftig und stark und in allen Leibesübungen unübertrefflich.

„Nun, wie gedenkst Du Deine neue Carrière zu beginnen?" fragte ich Dugge, als wir nach der Ankunft in Stockholm einander die Hand zum Abschied reichten.

„Vor allen Dingen muß ich mich mit dem ersten Mädchen verheirathen, welches mir gefällt," antwortete er.

„Und dann?"

„Dann muß ich Justizrath werden, dafern es im Bereiche der Gerechtigkeit noch Gerechtigkeit giebt, was aber leider, wie ich recht wohl weiß, nicht immer der Fall ist. Möge es jedoch kommen, wie es wolle, so kann ich mich unmöglich mit etwas Geringerem begnügen."

„Nun denn Glück zu!"

Wir schieden, und ich hörte eine Zeitlang Nichts wieder von ihm. Eines Tages jedoch traf ich mit einem Hofgerichtsassessor zusammen und erkundigte mich bei diesem nach Jonas Dugge.

„Das ist ein tüchtiger Büffler," antwortete der Assessor. „Die Universität Upsala pflegt sonst nicht dergleichen juristische Wunderthiere auszuhecken."

Ich freute mich, dies zu hören. Bald sollte ich auch mehr von Jonas hören, aber nicht blos ich, sondern beinahe ganz Stockholm, denn es dauerte nicht lange, so ward mein Freund Gegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs. Die Ursache hiervon war folgende.

Eines Tages begegnet Jonas Dugge auf dem Wege nach dem Hofgericht in der Münzstraße einer sehr jungen Dame, deren Toilette und ganze übrige Erscheinung ein Mädchen aus der besseren oder glücklicheren Gesellschaftsklasse verräth.

Betroffen von ihren Zügen und ihrer Gestalt,

bleibt er einige Secunden lang unbeweglich und wie versteinert stehen. Bald aber gewinnt der Stein Leben, und unser Held eilt der jungen Schönen nach, welche, um das Maaß ihrer Reize voll zu machen, auch einen wunderbaren, elastischen Gang besitzt.

„Ach, verzeihen Sie, verzeihen Sie!“ beginnt er sein Gespräch mit ihr; „mein Name ist Jonas Dugge, und ich bin Notar bei'm königlichen Hofgericht. Schon lange habe ich mir vorgenommen, mich mit der ersten Dame, die mir gefällt, zu vermählen. Ich sehe Sie, mein Fräulein, jetzt zum ersten Male, aber ich liebe Sie, und mein Entschluß oder mein Schicksal muß in Erfüllung gehen. Erlauben Sie mir daher mit einigen Worten des tiefsten Ernstes —“

„Mein Herr,“ unterbricht ihn die junge Dame bald roth, bald blaß werdend, „diese Anrede mitten auf der Straße von einem Unbekannten! — Ich bitte Sie, verlassen Sie mich — um's Himmels willen verlaffen Sie mich! — Ich begreife nicht, wie man —“

„Auf den ersten Blick gefesselt werden und lieben kann,“ fällt Dugge ein. „Ach, wenn Sie meinen Charakter und Ihren eigenen Werth kennten, so würden Sie es begreifen — Sie würden —“

„Noch ein Mal, mein Herr, bitte ich Sie, mich in Frieden gehen zu lassen. Sie müssen doch wohl sehen, daß Sie —“

„Daß ich eine junge Dame von Stand und Bildung vor mir habe. Ja, ganz gewiß sehe ich das, denn sonst hätte ich mich Ihnen nicht genähert. Ich kenne weder Ihren Namen, noch Ihre Stellung in der Gesellschaft, aber ich setze mit Bestimmtheit voraus, daß Sie unvermählt sind. Sollten Sie aber auch gegen meine Vermuthung schon vermählt sein, so würde das in der Hauptsache Nichts ändern. Sie müßten sich dann von Ihrem Gatten scheiden lassen, denn bei mir heißt es von dieser Stunde an: Sie oder Keine!"

Die junge Dame giebt keine weitere Antwort, sondern beschleunigt ihre Schritte nach dem Bergstral'schen Hause auf der großen Neugasse und schlüpft zur Thür hinein. Jonas Dugge folgt ihr.

„Aber mein Gott!" ruft die junge Dame von Neuem aus, „es kann doch nicht Ihre Absicht sein, mir noch weiter zu folgen?"

„Allerdings ist dies der Fall," antwortete Dugge. „Wollte ich, nachdem ich so viel gesagt, Sie an Ihrer Thür verlassen, so würde ich mich einer Unhöflichkeit schuldig machen, die ich mir selbst niemals verzeihen könnte. Ich vermuthe, daß Sie noch einen Vater, oder eine Mutter, ja vielleicht Beide, am Leben haben. Was ich vor der Tochter begonnen, werde ich bei den

Eltern fortsetzen, und der Himmel möge dann das Weitere fügen!"

Beinahe athemlos vor Verwirrung und Schrecken eilt das junge Mädchen die Treppe hinauf, öffnet die zur ersten Etage führende Thür und verschwindet. Dugge folgt ihr dicht auf dem Fuße, nachdem er vorher einen Blick auf die an der Thür befestigte Visitenkarte geworfen und den Namen „Hüttenwerksbesitzer Elias Magnus Malmström' gelesen.

Er tritt in ein Zimmer und zwar gerade zur rechten Zeit, um zu sehen, wie seine fliehende Daphne sich in die Arme eines ältern Herrn, und einer dergleichen Dame wirft, worauf sie sich ängstlich nach ihrem Verfolger, dem mehr gesetz- als kunsterfahrenen Apollo, umsieht.

„Was zum Teufel soll das heißen?" ruft der ältere Herr, indem er dem ungebetenen Gast' entgegentritt.

„Sind Sie vielleicht Herr Malmström selbst, der Vater dieser junge Dame?" fragte Dugge.

„Allerdings habe ich die Ehre, aber was in's drei —"

„Und dies ist Frau Malmström, die Mutter, nicht wahr?

„Ja; aber was in's dreitausend —"

„Mein Name ist Jonas Dugge; ich bin Notar bei'm königlichen Hofgericht, und meine Absicht ist —"

„Dugge!" wiederholt der Hüttenwerksbesitzer, als ob er sich dieses Namens erinnerte; „aber dreitausend Schock Millionen Teufel, wie können Sie sich unterfangen, Herr, meine Tochter bis in die Wohnung ihrer Eltern zu verfolgen?"

„Die Liebe, welche nicht Alles wagt, verdient Nichts. Ich liebe Ihre Tochter und begehre sie zur Frau."

„Sind Sie verrückt, Herr?"

„Herr Malmström, vor allen Dingen bitte ich, mich nicht mit so wüthenden Blicken zu betrachten. Ich bin nicht gesonnen, mich verschlingen zu lassen, obschon ich Jonas heiße."

„Jonas Dugge?" wiederholt der Hüttenwerksbesitzer abermals. „Sagten Sie nicht, Sie hießen Dugge? Sind Sie vielleicht mit einem Jonas Dugge verwandt, welcher —"

„Welcher Bankier in Gothenburg war und vor anderthalb Jahren starb," beeilt Dugge sich hinzuzusetzen, in der frohen Hoffnung, hier vielleicht mit einem Freund seines seligen Vaters zusammengetroffen zu sein; „ich bin der Sohn dieses Dugge."

„So so," sagt Herr Malmström langsam, indem er die Hände in die Seiten stemmt; „Sie sind also der

Sohn jenes Spitzbuben, der mich um circa fünftausend Reichsthaler für ihm auf Bestellung gelieferte sechszollige eiserne Schiffsbolzen geprellt hat."

„Das freut mich —"

„Wie! Das freut Sie, Herr?"

„Ja, es freut mich, und zwar um so mehr, als sich mir jetzt Gelegenheit bietet, Ihnen den erlittenen Verlust zu ersetzen."

„Zu ersetzen? Auf welche Weise denn?"

„In Geld allerdings nicht, wohl aber in natura, oder dadurch, daß ich Ihrer Tochter Glück und gleichzeitig die Freude und den Trost der Eltern für das kommende Alter bereite."

Der Hüttenwerksbesitzer brach in ein lautes Gelächter aus, und da die Heiterkeit ansteckend ist, so begannen bald auch Mutter und Tochter den Mund zum Lächeln zu verziehen. Nur Dugge blieb ernst.

„Eine köstliche Art und Weise, die Schulden seines Vaters zu bezahlen — ha! ha! ha!" rief nach einer Weile Herr Malmström, sich den Leib haltend.

„Wollte Gott, ich erhielte Gelegenheit, auch die übrigen Gläubiger meines seligen Vaters zu bezahlen!" sagte Dugge, „leider aber ist dies nicht möglich. Um aber wieder auf unsern Gegenstand zurückzukommen, so erlaube ich Jedem, dem es beliebt, sich bei meinen Vorgesetzten auf dem Hofgericht nach mir zu erkundi-

gen. Ich weiß, daß man dort den Wechsel, den ich auf meine Zukunft ziehe, nicht protestiren wird. Uebrigens ist es auch mein fester Entschluß, Justizrath zu werden."

„Das wäre der Teufel! Warten wir denn bis dahin."

„Nein, das geht nicht. Meine Frau muß eben so wie ich alle Grade, die Notar-, Assessors- und Rathsgrade, durchmachen. Nur durch Arbeit und Entbehrungen wird man geschickt und nützlich, gerecht und gut, und erlangt auf diese Weise Eigenschaften, welche zu den höchsten Plätzen in der Gesellschaft berechtigen. Lassen Sie daher, meine Herrschaften, uns die Sache gleich jetzt stehenden Fußes abmachen, da ohnehin Niemand mich niedersetzen heißt."

„Sie sind ein lustiger Patron, dem man nicht sonderlich zürnen kann," entgegnete der Hüttenwerksbesitzer, „und es wäre möglich, daß wir unter andern Umständen Ihr schmeichelhaftes und ehrenvolles Anerbieten in Erwägung gezogen hätten; zufällig aber ist unsere Tochter schon verlobt — ja, mein Herr, sie ist verlobt, mit einem Gardelieutenant von Aken, und wenn man A gesagt hat, so muß man auch B sagen. Nun, was sagen Sie zu diesem kleinen Haken, der so schön reimt auf Aken?" setzte der Hüttenwerksbesitzer, seinen eigenen Einfall herzlich belachend, hinzu.

Jonas Dugge betrachtete die junge Dame und entdeckte jetzt erst den verhängnißvollen Ring an ihrem Finger.

„Somit habe ich also wohl den Nagel auf den Kopf getroffen?“ fuhr der alte Herr fort.

„Ach, Herr Malmström,“ antwortete Dugge mit unerschütterlicher Ruhe, „nicht alle Nägel ziehen, wenn man sie auch auf den Kopf trifft. Wenn Sie Ihre Tochter an einen Gardelieutenant verheirathen, so ist dies ganz Dasselbe, als ob Sie sich selbst mit Weib und Kind auf die Bajonette spießten, und dies werde ich nimmermehr zugeben. Der Umstand, den Sie da erwähnen, ist daher weit entfernt, meinen Eifer abzukühlen, sondern facht denselben nur noch mehr an. — Doch ich sehe, daß es schon spät ist, und ich habe in der heutigen Hofgerichtssitzung das Protokoll zu führen. Morgen werde ich jedoch die Ehre haben, wiederzukommen, um diese wichtige Angelegenheit auf eine uns Alle zufriedenstellende Weise zum Abschluß zu bringen. Bis dahin leben Sie wohl, mein guter, braver Schwiegervater.“

„Adieu, Sie Hans Narr!“

„Leben Sie wohl, Frau Schwiegermutter, und auch Sie, mein holdes, schönes Mädchen! — Sie lachen — nun darin liegt nichts Unrechtes. Lieber wollte ich meinen letzten Blutstropfen vergießen, als

eine Thräne in diesen schönen Augen sehen. Morgen sprechen wir uns wieder."

Mit diesen Worten entfernte sich Jonas Dugge, heiter und strahlend, als ob er schon ginge, das kirchliche Aufgebot zu bestellen.

„Welch' ein verwünschter Kerl!" rief der Hüttenwerksbesitzer, nachdem Dugge sich entfernt hatte. „Wenn er aber seinen Verstand bei mir versetzen wollte, so möchte ich ihm nicht viel darauf borgen."

„Ich auch nicht," stimmte Frau Malmström bei. „Aber, Therese, was sagst Du zu diesem Freier?"

„Es war ein sonderbarer, höchst sonderbarer Mensch," antwortete Therese, indem sie den Zeigefinger an die feingeformte griechische Nase legte.

Sonderbar bedeutet zuweilen so viel als närrisch, eben so oft aber Dasselbe wie klug.

Seinem Versprechen treu ging Jonas Dugge am nächstfolgenden Tage, um den Hüttenwerksbesitzer Malmström und seine Familie zur gewöhnlichen Visitenstunde zu besuchen, ward aber nicht empfangen. „Die Herrschaft ist nicht zu Hause," hieß es.

Jonas Dugge ließ fünf Visitenkarten zurück — eine für den Vater, eine für die Mutter, eine an allen vier Ecken eingeknickte für die Braut, eine für den Sohn, der noch in die Schule ging, und eine für die jüngste Tochter, die noch in der Wiege lag.

Er erneuerte seinen Besuch fast täglich, erfuhr allemal dasselbe Schicksal und ließ allemal dieselbe Anzahl Visitenkarten zurück.

„Hundert Karten in kaum einem Monat!“ sagte er zu einem Freund. „Nun kann aber doch wenigstens Niemand sagen, daß ich mein Glück auf eine einzige setze.“

Während derselben Zeit schrieb er Briefe sowohl an die Eltern, als an die Tochter, beklagte, daß er nicht Gelegenheit habe, sie zu den Stunden zu besuchen, wo sie zu Hause wären, versicherte sie aber seiner fortdauernden Zuneigung und Liebe und citirte dabei Jean Paul's Worte: „Durch die Getrenntheit der Körper nähern sich die Seelen.“

Er erhielt seine Briefe zurück und zugleich einen mehr groben, als witzigen von dem Hüttenwerksbesitzer. Nichtsdestoweniger fuhr er fort, zu schreiben und zu schicken, und da man sich sehr bald weigerte, die Briefe, welche von ihm in Stockholm abgeschickt wurden, anzunehmen, so trug er Sorge, daß sie bald von Norrtelje, bald von Södertelje, Upsala, Sigtuna und andern Städten abgesendet wurden. Es war eine Liebe mit allen möglichen Poststempeln.

Einer seiner Briefe an die Tochter war von nachstehendem lakonischem Inhalt:

„Angebetete Thereſe!

„Dein Vater iſt die Unhöflichkeit; da Du aber die Liebenswürdigkeit biſt, ſo verbleibe ich

„die Standhaftigkeit."

Er ſchickte der Familie auch Geſchenke — dem Vater neu erſchienene Bücher über die Eiſeninduſtrie, der Mutter Hagberg's ausgewählte Predigten, der Tochter Madame Cottin's Romane im franzöſiſchen Original und prachtvoll gebunden, dem Sohne Trompeten und Schnurren, und der jüngſten Tochter einen grünen Flor mit dazu gehörigem Geſtell zum Schutz gegen Fliegen und Mücken.

Man ſchickte die Geſchenke zurück, er ſchickte ſie aber zum zweiten Male wieder hin, und als Niemand ſie empfangen wollte, ließ er die ganzen Herrlichkeiten auf dem Vorplatz der Saalthür gegenüber aufſtapeln.

Oft wenn Thereſe mit ihrem erklärten Bräutigam, dem Lieutenant von Aken, ſpazieren ging, ward das junge Paar von unſerem Extrafreier überraſcht, welcher Thereſen, obſchon in den mildeſten Ausdrücken, Vorwürfe darüber machte, daß ſie ſich auf der Straße mit einem Manne zeige, zu welchem ſie unmöglich in ein näheres Verhältniß treten könne.

Dann und beinahe in demſelben Athem ſtellte er den Lieutenant zur Rede, weil dieſer ſich den Beſitz einer jungen Dame erzwingen wolle, die in ihrer Ehe

mit einem Militair ganz gewiß unglücklich werden würde. Zugleich beschwor er ihn im Namen der Religion und Menschlichkeit, ihr die Freiheit wiederzugeben, damit sie in den Stand gesetzt wäre, so schnell als möglich eine neue und für ihre Zukunft glücklichere Wahl zu treffen.

Der Lieutenant schäumte vor Wuth und erging sich in den heftigsten Ausdrücken gegen den unverschämten Eindringling, welchem er bei passender Gelegenheit Arme und Beine entzwei zu schlagen drohte.

Diese Drohung gab Dugge seinerseits Anlaß, zu erklären, daß er bei all' seiner Achtung vor den Herren Militairs denselben gleichwohl eine gewisse Rohheit in ihren Ansichten und Manieren nachsagen müsse, die ihren Grund theils in mangelhafter Ausbildung auf der Militairakademie, theils und zwar hauptsächlich in der täglichen Beschäftigung mit rohen und ungebildeten Menschen in Kasernen und auf dem Exercirplatz habe.

„Diese unglückliche Gewohnheit, zu fluchen und zu prügeln," meinte Dugge, „bringen sie meistentheils auch mit in ihr eigenes häusliches Leben und setzen, wie von einem unwiderstehlichen Fatum getrieben, Das, was sie an ihren Rekruten begonnen, an Weib und Kindern fort."

Auf diese Weise kam Dugge zu dem Schluß, daß

ein Militair sich ausschließlich seinem im Kriege eben so nothwendigen als im Frieden überflüssigen Beruf widmen müsse, und entweder gar nicht, oder wenigstens doch nicht eher heirathen dürfe, als bis er verabschiedet und pensionirt sei.

Fräulein Therese, welche während des Wortwechsels zwischen ihren beiden Freiern die Augen unverwandt auf das Straßenpflaster heftete und schwieg, schien eine vollkommen unparteiische Haltung zu beobachten. Die Unparteilichkeit ist allerdings eine Tugend in Allem, nur nicht in der Liebe.

Es wurden damals in Stockholm sogenannte Subscriptionsbälle gegeben, an deren Spitze einige höhere Civilbeamten standen. Jonas Dugge wußte es so einzurichten, daß er bei mehreren solchen Gelegenheiten als Stellvertreter eines dieser höheren Beamten zu fungiren hatte.

Im Walzer unübertrefflich und in der Conversation äußerst angenehm, ward er bald ein Gegenstand, dem die Aufmerksamkeit der Damen sich zuwendete.

Therese, welche mit ihrer Mutter und ihrem Bräutigam einen dieser Bälle besuchte, erröthete, als sie den ungestümen Freier wieder erkannte. Das Erröthen eines unschuldigen Mädchens hat etwas Aehnliches mit dem Sonnenaufgang.

Dugge hatte, wie es einem artigen Wirthe zu-

kommt, ihr und ihrer Mutter, als sie in den Salon traten, den Arm geboten und sie auf ihre Plätze geleitet.

Therese dachte nicht ohne gemischte Gefühle an die Möglichkeit, daß er sie zum Tanz aufforderte; sonderbarerweise aber that er dies nicht. Allerdings trug er Sorge, daß sie nicht sitzen blieb, was eine tanzlustige junge Dame als das größte Unglück betrachtet; in seinem eigenen Interesse aber sprach er auch nicht ein Wort.

Sie fühlte sich dadurch ein Wenig pikirt, obschon sie sich fest vorgenommen hatte, Nein zu sagen.

Endlich, als der Ball beinahe zu Ende war, kam Dugge und bat um einen Walzer. Sie wollte Nein sagen und hätte es vielleicht auch gethan, wenn es sich um etwas Anderes gehandelt hätte, als um einen Walzer; denn warum sollte *sie* gerade zu der Zahl der Damen gehören, welche mit dem besten Walzertänzer *nicht* gewalzt hatten?

Sie nimmt daher die Aufforderung an, schwebt wie in einer magischen Schaukel zwischen Himmel und Erde entlang und findet den Walzer ‚göttlich.'

Nach Beendung desselben führt Dugge seine Dame in das Büffetzimmer, traktirt sie mit Torte und Eis und bittet sie, bei'm Genusse des letztern vorsichtig und für ihre Gesundheit besorgt zu sein, die so kostbar

sei für Alle und vielleicht am Allermeisten für ihn, wie sehr man ihn auch verkenne.

Therese scheint etwas verlegen, aber weder mißvergnügt, noch unmuthig zu sein.

„Ach, mein Himmel," sagt sie, wie um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, „mir ist, als verlöre ich mein Bouquet aus dem Haar."

„Erlauben Sie mir, es wieder in Ordnung zu bringen," bittet Dugge, indem er es in dem wunderschönen, rabenschwarzen Haar seiner Dame befestigt und dabei hinzusetzt: „Es bedarf fürwahr eines guten Auges, um in dieser tiefen südlichen Nacht einen passenden Platz für die beneidenswerthe Blume zu finden."

„Nun, sitzt es so recht?" fragt Therese, welche zufällig keinen Spiegel in der Nähe sieht, den sie um Rath fragen könne. „Bin ich schön so?"

„Ich wünschte, ich könnte Nein sagen."

„Warum?"

„Um nicht Dasselbe zu sagen, wie die ganze Welt. Aber Sie vergessen ja ganz die arme Torte. Erlauben Sie mir, Ihnen vorzulegen, denn —"

In diesem Augenblick tritt der Lieutenant von Aken ein, welcher während des letzten Tanzes in einem der Conversationszimmer Karte gespielt hat. Schon sehr ärgerlich, denn er hat bei'm Spiel merkwürdiges Unglück gehabt, wird er geradezu rasend, als er seinen

unverschämten Nebenbuhler seine Braut traktiren sieht, was doch das unbedingte Recht eines Bräutigams ist, selbst wenn er nicht im Stande sein sollte, seine künftige Frau zu ernähren.

Von Aken wird unhöflich, fängt Skandal an und ist nahe daran, von dem Balle hinweggewiesen zu werden.

Therese schämt sich ihres Bräntigams förmlich und spricht mit ihm, der vor Eifersucht ordentlich grüngelb aussieht, während des noch übrigen Abends kaum ein Wort mehr.

Es taugt niemals Etwas, grenzenlos eifersüchtig zu sein, dafern man nicht sicher ist, grenzenlos geliebt zu werden.

Mit der ersten Sonne des Frühlings und den ersten Lerchen kam Signora Catalani, die große Sängerin, nach Stockholm. Nun galt es, Billets zu ihrem ersten Concert auf dem königlichen Theater zu bekommen.

Von Aken schickt zeitig seinen stärksten und im Volksgedränge bewandertsten Gardisten, um vier Billets zu kaufen. Nach ungeheuern Anstrengungen gelingt dem Gardisten sein Vorhaben; als er aber mit seiner Beute heimkehren will, begegnet er einem Herrn vom Civil, welcher ihm das Doppelte des für die Billets gezahlten Preises bietet.

Der Gardist weigert sich, auf diesen Handel einzugehen, denn sein Lieutenant hat befohlen, und der Soldat muß, treu seiner Pflicht, unbedingt und blind gehorchen.

Der Herr vom Civil macht ihm bemerklich, daß es keineswegs seine Pflicht sei, Concertbillets zu schaffen, und daß davon weder in dem Reglement, noch in den Kriegsartikeln Etwas geschrieben stehe.

Der Gardist läßt sich endlich beschwatzen, verkauft die Billets für den doppelten Preis, steckt den Gewinn in die Tasche, versichert seinem Lieutenant hoch und theuer, es sei ihm nicht möglich gewesen, Billets zu erlangen, und bekommt dafür natürlich eine gehörige Masse ‚Ochsen' und ‚Schafköpfe' über den Hals, tröstet sich aber in der nächsten Kneipe mit leichter Mühe.

Verzweiflungsvoll eilt Herr von Aken zu seiner Braut mit der traurigen Nachricht, daß es ihm für diesmal unmöglich gewesen sei, Billets zu schaffen, weil, wie er sich ausdrückt, der Teufel schon alle geholt gehabt.

Die Braut und ihre Mutter hören dies mit um so größerem Verdruß, als sie sich schon die erforderlichen Toiletten für das Concert angeschafft haben.

Während man sich noch in dieser unangenehmen Verlegenheit befindet, kommen vier Concertbillets mit einem Brief von Jonas Dugge, welcher die Damen

bittet, von den beiliegenden Billets Gebrauch zu machen, aber nicht zu glauben, daß sie ihm deßwegen großen Dank schuldig seien, denn diese Waare sei den ganzen Vormittag mit leichter Mühe zu haben gewesen, obwohl sie nun vollständig ausverkauft sei.

Der wuthschäumende Lieutenant will die Billets sofort zurück-, oder wenigstens das Geld dafür schicken; dieser Absicht aber widersetzen sich beide Damen auf das Lebhafteste.

„Wir können," erklärt die Mutter, doch nicht so unartig gegen einen Cavalier sein, welcher im Grunde genommen ja niemals anders als freundlich und gefällig gegen uns gewesen ist."

„Versteht sich," stimmt die Tochter bei und denkt an den Walzer und die Torten.

Abends, nach Beendung des Concerts, trifft Dugge wie zufällig die beiden Damen mit dem Lieutenant vor dem Theater. Ganz natürlich, daß die Erstern ihren Wohlthäter mit Dankbarkeitsbezeigungen überhäufen, während der Lieutenant mit den Zähnen knirscht wie ein hungriges Krokodil.

„Sie singt wirklich wie ein Engel," sagt Dugge. „Der Herr Lieutenant scheint aber, das sehe ich deutlich, an die herrliche Catalani eben so wenig zu denken als an die ganze Vocalmusik überhaupt. Ich kann mich nicht darüber wundern, denn die ewigen Trom-

melwirbel müssen endlich selbst den musikalischsten Sinn zerstören. Und gleichwohl, wie nothwendig ist die Musik! Sind wir unglücklich, so tröstet sie uns, sind wir glücklich, so erhöht sie unser Glück. Wer keinen Tonsinn besitz, oder denselben verloren hat, ist deßhalb der unglücklichste Mensch auf Erden und macht früher oder später Andere ganz bestimmt eben so unglücklich, wie sich selbst, denn kein Harfenton läßt sich hören, wenn Saul's böser Geist über ihn kommt. Ist dem nicht so, Fräulein Therese?"

„Ja wohl, dem ist so," antwortet Therese.

„Und ist das nicht auch Ihre Meinung, gnädige Frau?"

„Allerdings," antwortet Frau Malmström.

Der Lieutenant macht ein Gesicht, als ob er das halbe Rückgrat eines Hechts verschluckt hätte.

So standen die Dinge, als der Hüttenwerksbesitzer, der seit einiger Zeit verreis't gewesen, endlich wieder nach Stockholm zurückkam.

Er fand das Verhältniß zwischen seinen Damen und dem künftigen Schwiegersohn sehr gespannt, aber deßwegen nicht fester, und beschloß daher, der Sache sofort ein Ende zu machen.

In dieser Absicht und ohne Frau und Tochter auch nur davon zu unterrichten, nahm er an einem Sonn=

abend Morgen den Lieutenant mit auf das Pfarramt des Kirchspiels, um das Aufgebot zu bestellen.

Wie groß aber war Beider Erstaunen und Aerger als der Pfarradjunct, welcher in Folge einer zufälligen Behinderung des Pastors der Expedition allein vorstand, ihnen mittheilte, daß schon im Voraus Einspruch gegen das Aufgebot von dem Districtsrichter Jonas Dugge angemeldet sei, welcher ein Papier vorgezeigt, auf dessen Grund er seine Ansprüche auf die Hand der Tochter des Hüttenwerksbesitzers Malmström zu verfolgen beabsichtige.

Der Hüttenwerksbesitzer ward von einem wirklichen Unwohlsein befallen, so daß man ihn in einen Keller führen mußte, wo er eine halbe Flasche Portwein trank, die einzige Medizin, welche er einzunehmen pflegte, wenn er sich unpäßlich fühlte, und wodurch er auch in der Regel sofort wiederhergestellt ward.

Der Lieutenant von Aken aber, dessen Galle überlief, stürzte sofort davon, um Jonas Dugge in seiner Wohnung aufzusuchen.

„Herr," rief von Aken schäumend wie ein wildes Roß, worüber sich auch Niemand wundern wird, „Herr, Sie haben die Unverschämtheit gehabt, gegen das Aufgebot zwischen mir und Fräulein Malmström Einspruch zu thun."

„Allerdings," antwortete Dugge, indem er seinem Gast eine frisch gestopfte Pfeife Taback bot.

„Auf welchen Grund hin haben Sie das gewagt?" fuhr der Lieutenant fort, indem er nach der Pfeife schlug, so daß dieselbe auf den Fußboden fiel.

„Nun," antwortete Dugge, indem er seinem Gast einen brennenden Fidibus reichte, „einfach auf den Grund hin, weil der männliche Contrahent nicht der rechte ist."

„Und wer ist denn der rechte?" fragte Dugge, indem er den Fidibus ausblies; wer ist denn der rechte? Wer, frage ich?"

„Nun, wer sonst, als ich?"

„Elender!"

„Herr!" rief Dugge, indem er einen über seinem Bett hängenden Degen ergriff, „Sie sind in Uniform und tragen ein Seitengewehr. Ziehen Sie! Man hat sich in der Welt oft schon um geringfügigere Dinge geschlagen, als um ein schönes Mädchen. Die Ehre, sich für seinen König oder für sein Vaterland zu schlagen, kann zuweilen eine Chimäre sein, denn der König ist vielleicht ein Tyrann, und wer bürgt uns dafür, daß unser Vaterland stets das beste Land sei? Sich aber für die Liebe schlagen, das heißt die Sache des Himmels verfechten, das heißt für Gott streiten! —

En garde! Ziehen Sie wenigstens dieses eine Mal Ihre Klinge im Ernst."

„Mit einem Tintenkleckser kreuze ich meinen Degen nicht!" erklärte der Lieutenant hochmüthig.

Patsch! ging die erste Ohrfeige; patsch! ging die zweite. Es ist besonders für einen Mann vom geistlichen Stande unangenehm, von Ohrfeigen zwischen Leuten von Stand und Bildung sprechen zu müssen; dieselben sind aber nun einmal, seitdem die Duelle aufgehört haben, die ultima ratio aller Klassen, und ich kenne sogar große Krieger, welche im vertraulicheren Umgange vielleicht mehr Ohrfeigen und Fußtritte ausgetheilt haben, als Schwerthiebe auf dem Schlachtfeld, und wenn es in dieser sündhaften Welt einmal durchaus zu einem Zusammenstoß kommen muß, so ist die Hand oder der Fuß auf alle Fälle immer noch eine weit unschuldigere Waffe, als der Degen oder das Bajonet. Augen, Nase und Mund können dabei schlecht wegkommen, aber weder Wittwen noch Weisen verfolgen den Sieger mit Wehklagen und Rachegeheul.

Der in der Schreibstube begonnene Faustkampf zwischen den beiden Nebenbuhlern ward auf dem Vorsaal fortgesetzt und erreichte sein Ende erst auf der untersten Treppenstufe, wo der Lieutenant mit einem gebrochenen Beine liegen blieb.

Diese unglückliche Katastrophe und die Veranlas-

sung dazu war eine Zeitlang Gegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs und machte mir um meines Freundes Jonas Dugge willen wirklichen Kummer.

Aber der Ausspruch ‚Vae victis!‘ ist eine grausame Wahrheit, und wann bekämen die Besiegten jemals Recht?

Daß das Aufgebot und die Hochzeit aufgeschoben wurden, versteht sich von selbst, denn wenn man auch einen Mann mit einem Beine aufbieten kann, so muß er doch deren zwei haben, um als Bräutigam vor dem Altar zu stehen. ‚Zeit gewonnen, viel gewonnen,‘ sagt das Sprüchwort, und die Wahrheit desselben machte sich auch hier geltend. Die Herren vom Militair ärgerten sich über den Lieutenant, der nicht anstatt der Faust den Degen gewählt; die Herren vom Civil standen natürlich auf der Seite ihres Collegen, und die Damen — darunter Therese Malmström nicht am Wenigsten — waren in unsern Helden förmlich vernarrt.

Wohl hatte Therese von den Kämpfen des Ritterzeitalters für das schöne Geschlecht gelesen; niemals aber hatte sie gesehen oder gehört, daß der Preis des Turniers, die Prinzessin oder das Burgfräulein, sich mit dem Ritter vermählt, welcher im Kampfe Arme oder Beine verloren. Mit Entzücken sah sie von ihrem Fenster aus Jonas Dugge mit hochgetragener Stirn

und ſtolzem Gange vorübergehen. Sein Bein lag nicht in Schienen.

Welche Mittel Dugge anwendete, um ſein urſprüngliches Ziel zu erreichen, weiß ich nicht; ſicher aber iſt, daß er kurze Zeit darauf Thereſens Herr und Gatte ward, oder, ſymboliſch geſprochen, auch das Bein brach.

Der arme Lieutenant ging einige Zeit lang mit Stock und Krücke, obſchon leider nicht eben ſo ſymboliſch. Dennoch iſt er, wie ich hörte, ſeinem Schaden durch eine eben ſo reiche Partie aus dem Kaufmannsſtande wieder beigekommen, denn damals waren andere Zeiten, als jetzt.

Was Jonas Dugge übrigens betrifft, ſo ging er eben ſo unverdroſſen auch auf ſein zweites, eben ſo beſtimmtes Ziel los. Er ward mit der Zeit Hofgerichtsaſſeſſor, dann Reviſionsſecretair und ſtand eben im Begriff, einen der zwölf Stühle in dem ſchwediſchen Areopag einzunehmen, als er, von Anſtrengungen im Dienſte des Staates überwältigt, auf das Krankenlager niederſank, von welchem er niemals wieder aufſtand.

„Juſtizrath iſt Dugge doch nicht geworden," ſagte er lächelnd zu mir, als ich ihm meinen letzten Krankenbeſuch machte; „ſeinen Kürbis aber hat Jonas doch bekommen," ſetzte er mit zärtlichem Blick auf ſeine

Gattin hinzu, welche wie ein lebendes Bild des Kummers sich über sein Bett neigte. „Wie hat er mich beschattet und erquickt, ohne jemals zu verdorren, wie der des alten Propheten that! — Und sieh' nur, was für Blumen er mir geschenkt hat!“ hob er nach einer Weile wieder an, indem er auf seine drei lieblichen Kinder zeigte, welche, ohne zu wissen, welcher Verlust ihnen bevorstand, blos deßhalb weinten, weil sie ihre Mutter weinen sahen. „Ja, Bruder Flodman, es ist wahr, daß der Mensch kann, was er will; eben so wahr aber ist, daß der Mensch denkt und Gott lenkt, und hierin liegt eben der Unterschied zwischen Himmel und Erde.“

VII.

Graf Woyna.

Zu der Zeit, wo der verstorbene Doctor Hagber Oberpastor des Kirchspiels St. Clara war, fungirte einer meiner vertrautesten Freunde, der Magister Johannes, eine Zeit lang als Adjunct bei ihm und wohnte in einem Parterrezimmer der Pfarre, dessen Fenster auf den Kirchhof gingen — ein passendes Local für Pfarradjuncten, deren lohnlose Arbeit wenigstens durch bessere Aussichten in der Ewigkeit aufgemuntert werden muß.

Milde war Candidat der Theologie und erst kürzlich von der Universität nach Stockholm gekommen, wo er durch seine Predigten viel Aufsehen machte.

Die Andächtigen der damaligen Zeit liebten mehr Rogberg's und Hagberg's gefühlvolle Beredsamkeit, als eigentlich sogenanntes Bibelchristenthum, und Magister

Milde besaß eine seltene Gabe, die schroffen und veralteten Orientalismen in eine Sprache zu übersetzen, welche auch bei den Gefühlvollen anschlug.

Wahrscheinlich aber waren es sein blasses, feingeformtes Gesicht, seine schwarzen Locken, seine großen, dunkeln Augen und besonders seine klangvolle, rührende Stimme, was die meisten Zuhörer anlockte.

Das Charakteristische seiner Art und Weise zu predigen lag darin, daß aus seiner Erklärung der für uns so schwer zu fassenden Lehre von dem großen Opfer am Kreuze stets die Alles entbehrende, Alles verzeihende Liebe als Muster der Vollkommenheit für alle Menschen als gemeinsames Ideal hervorleuchtete.

Wie er selbst diesem Ideal zu gleichen suchte, geht aus dem hervor, was er mir einmal erzählte, indem er mir zugleich erlaubte, es auch Andern mitzutheilen.

Eines Octobermorgens erwachte er sehr frühzeitig in seinem Zimmer am Kirchhofe. Von einer seltsamen und unerklärlichen Unruhe ergriffen kleidete er sich an und ging hinaus, um sich in der frischen Morgenluft einige Bewegung zu machen.

Der Mond ergoß sein helles Licht über die alte Kirche, und die vielen Leichensteine um dieselbe herum kamen dem jungen Manne trauriger vor, als im Son-

nenschein. Der Mond ist ja auch mit dem erblichenen Leben am Nächsten verwandt.

Langsam schritt Milde zwischen den Bäumen mit ihren vergilbten Blättern dahin und sagte bei sich selbst: „Der Gebrauch dieser schweren, flachen Grabsteine ist in einer roheren Zeit durch das Bedürfniß entstanden, die Gräber vor Leichenplünderern, Menschen sowohl als Thieren, zu schützen; jetzt dagegen sind sie Sinnbilder der schweren Kümmernisse, welche die Vorsehung dem Herzen des Menschen auflegt, um es vor den Angriffen der Versuchungen zu bewahren. Erwartet mein Herz vielleicht auch ein solcher Kummer?"

Kaum hatte er diese Worte halblaut ausgesprochen, als er durch einen tiefen Seufzer unterbrochen ward, welcher aus einem gemauerten Grabe neben ihm zu kommen schien. Er schauderte unwillkürlich, besann sich aber und sagte:

„Unter dem Grabstein schweigen alle Seufzer. Es war blos eine Ohrentäuschung."

Wieder ließ sich ein tiefer Seufzer hören, welcher sich in ein heftiges Schluchzen auflös'te.

„Das ist ein lebendes Wesen, welches leidet!" rief Milde, sah sich genauer um und entdeckte zwischen zwei Grabsteinen eine Frauengestalt, welche auf der Erde lag und nach der Kleidung zu urtheilen den bessern Ständen angehörte. Ein dunkler Shawl lag ne=

ben ihr, und sie barg das Gesicht in dem feuchten Grase zwischen den Grabsteinen. Die Hinterseite des unbedeckten Kopfes aber war mit ausgezeichnet schön geflochtenem Haar geschmückt. Sie war augenscheinlich eine Beute der tiefsten Verzweiflung, hatte aber gleichwohl sich nicht das Haar zerrauft, wie die Frauen in heftigem Seelenschmerz, wenigstens auf dem Theater, zu thun pflegen.

Der gefühlvolle Johannes ward von dem Leiden der Unbekannten gerührt und sagte in seinem mildesten Tone:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie in Ihrem Kummer störe; ich glaube aber, Gott hat mich geschickt, um Sie zu trösten, denn ich ging aus, ohne zu wissen, warum. Erlauben Sie mir, Ihnen beizustehen.“

Die Unbekannte erhob sich, vor Nachtkühle eben so sehr als vor Schmerz an allen Gliedern zitternd, hüllte ihren Shawl so um sich, daß das Gesicht verborgen ward, und dann setzte sie sich stumm auf den Grabstein.

Dennoch hatte Johannes einen Augenblick lang ihre jugendliche Schönheit erblickt, welche durch Kummer und Thränen hindurchleuchtete wie eine Rose durch einen Nachtregen. Seine Theilnahme steigerte sich zu gewaltiger Unruhe, als ob die Trauernde seine

eigene Schwester oder eine seinem Herzen noch näher stehende Person gewesen wäre.

„Ich errathe," sagte er, „daß Sie einen theuern Anverwandten hier unter der Erde haben, daß Sie über Ihrer Trauer die Stunde vergessen und gegen Ihren Willen eingeschlossen worden sind. Ich kann den Schlüssel zu einem Seitenpförtchen holen; erlauben Sie mir, Sie heimzubegleiten.

Sie seufzte tief und antwortete:

„Ach hier ist mein Daheim, hier wohnt meine Mutter — lassen Sie mich bei ihr bleiben."

„Der Kummer über den Verlust einer Mutter ist ein so reiner, daß er durch fromme Ergebung ge=löf't werden kann," erklärte Johannes. „Lassen Sie mich Sie daher heimbegleiten."

„Ich habe keine Heimath mehr auf Erden," ant=tete sie. „Meine Pflegeeltern haben mich verstoßen."

Dem jungen Manne ging ein Stich durch's Herz. Er argwohnte, eine Tiefgefallene vor sich zu haben, ihre Reue erweichte ihn sofort.

„Auf alle Fälle können Sie nicht hier bleiben," sagte er daher. „Wenn Sie nicht sofort zu Ihren Pflegeeltern zurückkehren wollen, so will ich Ihnen einstweilen Obdach verschaffen und sodann Alles thun, um Sie mit Ihren Angehörigen wieder auszuföhnen."

Da die Unbekannte ihn oft predigen gehört, so

faßte sie sofort Vertrauen zu ihm, nahm sein Anerbieten an und folgte ihm zu einer alten Wittwe, welche dem allverehrten jungen Magister Johannes mütterliches Wohlwollen schenkte.

Am nächstfolgenden Tage beeilte er sich, sie zu besuchen, um nähere Auskunft über ihre Umstände zu erlangen. Sie zeigte sich bei seiner Ankunft ruhiger, aber immer noch schwermüthig und verschlossen.

Endlich nannte sie den Namen ihrer Pflegeeltern, erklärte, daß sie gegen dieselben die tiefste Verehrung und Dankbarkeit hege, wollte aber dennoch nicht zu ihnen zurückkehren, sondern bat den Magister, ihr irgend einen Dienst in der Provinz zu verschaffen, denn in der Hauptstadt wollte sie nicht bleiben. Inzwischen erlaubte sie ihm jedoch, sich an ihre Pflegeeltern zu wenden.

Er machte sich demgemäß sofort auf den Weg zu einem Kämmerer Fridman, der, wie die arme Unglückliche sagte, in der Samuelsgasse wohnte.

Unangemeldet trat der Magister in ein Zimmer, dessen einfache, aber gut erhaltene, weiß angestrichene Möbels, sauber gescheuerter Fußboden und blanke Fenster verriethen, daß hier Ordnung und Reinlichkeit zu Hause waren.

Der junge Mann machte ein wenig Geräusch, um seine Nähe bemerklich zu machen, und gleich dar-

auf erschien an einer Thür ein ehrwürdiger Greis mit sehr bekümmerter Miene und hinter ihm eine kleine korpulente Frau mit scharfen Blicken.

„Ich komme mit einem Gruß von Ihrer Pflegetochter Karoline," begann der Magister.

Das Gesicht des alten Mannes heiterte sich auf, und er reichte dem Magister freundlich die Hand.

Die kleine Frau rieb sich aber heftig die Hände und sagte:

„Da siehst Du, mein lieber Alter, daß es nicht so ist, wie Du glaubtest. Sie ist nicht in's Wasser gesprungen, sondern sitzt irgendwo in einer schönen Wohnung — das wirst Du sehen."

„Das ist nicht wahrscheinlich, da sie einen solchen Abgesandten wie unsern beliebtesten Prediger schickt," antwortete der alte Mann ruhig.

Der Magister erzählte nun, was er gesehen, und bat die alten Leute, ihrer Pflegetochter zu verzeihen und sie wieder bei sich aufzunehmen.

„Das ist ja unser eigener innigster Wunsch," sagte der alte Mann. „Karolinens Ausbleiben hat uns die ganze Nacht keine Ruhe gelassen."

„Ach ja!" fiel die Alte ein, deren Argwohn allmählich schwand. „Wir haben sie ja gar nicht wirklich verstoßen, trotz ihrer Schwäche; wir glauben sogar, daß sie unschuldig ist, obschon sie leichtsinnig gewesen.

Ihr selbst schien es in der letzten Zeit nicht mehr bei uns zu gefallen. Dennoch gestehe ich, daß ich gestern Abend einmal ein Wenig heftig ward und ihr wieder Vorwürfe darüber machte, daß sie sowohl ihr, als unser Glück zerstört. Sie sollen aber die ganze Geschichte hören, Herr Magister. Wir wollen uns aber doch setzen."

Dies geschah.

„Ich werde mich so kurz als möglich fassen," fuhr die alte Frau dann fort. „Ich war eine intime Freundin von Karolinens Mutter, welche in meinen Armen starb und mir das Mädchen schenkte, welche damals vier Jahre alt war. Ach, sechzehn Jahre lang ist sie unsere Freude gewesen und wir beabsichtigten, ihr, wenn wir einmal das Zeitliche segnen, unser ganzes Bischen Habe zu hinterlassen, denn wir hofften, daß sie einmal die Frau unsers einzigen Verwandten, des redlichen Assessors Karl Stadius, werden würde, der sie so lieb hatte. Sie müssen nämlich wissen, Herr Magister, daß Stadius erst dreißig Jahre alt und schon Assessor bei'm Hofgericht ist. Die Verlobung hatte schon stattgefunden. Da kam Karolinens unglücklicher Tag. Ich saß mit ihr hier in diesem Zimmer und wir näheten, während Stadius überglücklich daneben saß und von dem bevorstehenden Hochzeitstage sprach. Ich brauchte zufällig eine Scheere, konnte die meinige nicht

sogleich finden und suchte deßhalb in Karolinens Nähkörbchen. Während ich dies that, erblickte ich etwas so Funkelndes und Schönes, daß ich vor Freuden laut aufschrie: ‚Ach, was für ein kostbares Geschenk! Was hast Du für einen freigebigen Bräutigam, liebe Karoline!‘ In meinem ganzen Leben habe ich nicht etwas Derartiges gesehen. Seht nur, wie es blitzt!‘ Mit diesen Worten hob ich den geschmackvollsten, kostbarsten Juwelenschmuck, den man sich denken kann, in den Sonnenschein empor. Ich glaubte, Karoline habe ihn von dem Assessor bekommen, und begann ihr Vorwürfe darüber zu machen, daß sie das Geschenk vor mir verheimlicht. Als ich aber die Augen von den Juwelen hinwegwendete, sah ich den Assessor fahl und bleich wie eine Leiche und Karolinen dunkelroth wie eine Fieberkranke. Der Assessor erhob sich und sagte in dumpfem Tone: ‚Verzeihe mir, Karoline, daß ich Dir so lange lästig gefallen bin. Allerdings hätte ich Juwelen anstatt Blumen schenken sollen, mein ganzer Jahrgehalt aber würde nicht zur Bezahlung eines so kostbaren Geschenks hinreichen. Ach,‘ setzte er bewegt hinzu, ‚möge der Mann, welcher Dir diesen Schmuck geschenkt, Dich glücklicher machen, als es durch mich hätte geschehen können. Leb’ wohl!‘ — Mit diesen Worten entfernte er sich eiligst und kam nicht wieder. Das Schlimmste ist nun, daß Karoline nicht sagen

will, von wem sie den Juwelenschmuck bekommen. Sie, die niemals vorher eine Unwahrheit gesagt, behauptet, sie wisse nicht, wie der Schmuck in ihr Nähkörbchen gekommen, und sie habe ihn, als ich ihn aufgehoben, zum ersten Mal gesehen. Dies klingt aber ganz unglaublich und ist um so verdächtiger, als Karoline sich nach der Entdeckung sehr sonderbar benahm und durchaus von uns fortziehen wollte. Mein Alter und ich haben ihr erklärt, daß wir ihr nichts Schlechtes zutrauen, aber sie hat sich dennoch nicht beruhigen lassen."

„Hat weiter nichts als jener Juwelenschmuck Anlaß zu Argwohn gegeben?" fragte der Magister ein Wenig verwundert.

„Nun denken Sie denn, dies sei noch nicht genug? Von wem sollte Karoline einen Schmuck, welchen der Juwelier Giron auf tausend Reichsthaler schätzt, bekommen haben, wenn sie nicht — — Freilich aber sind Sie erst seit so kurzer Zeit in unserer verderbten Hauptstadt, Herr Magister."

„Nach Allem, was ich gesehen und gehört," entgegnete der Magister, „glaube ich fest und bestimmt, daß Karoline unschuldig ist, und ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, thun, um dies zu beweisen."

Der Magister schwieg selbst ganz bestürzt über ein Versprechen, welches sein Herz so plötzlich gegeben, ohne erst den Kopf zu Rathe zu ziehen.

„Sie sind ein Ehrenmann, Herr Magister," erklärte der alte Mann gerührt. „Erlösen Sie mich von meinem Mißtrauen, denn auch ich werde davon gepeinigt, obschon ich Karolinen niemals Etwas davon habe merken lassen wollen. Sie sah aber, was ich dachte, und dies steigerte ihren Kummer."

Der Magister begab sich von den alten Leuten sogleich zu dem Assessor, um diesen durch die wahrheit getreue Schilderung von Karolinens Verzweiflung am Grabe ihrer Mutter von ihrer Unschuld zu überzeugen. Er verstand recht wohl, daß ein von guten Menschen erzogenes Mädchen sich über einen Argwohn eben so bitter grämen müsse, wie über einen wirklichen Fehler.

Er traf den Assessor zu Hause. Dieser war von Natur kalt und stolz, und dies jetzt mehr als je, seitdem er sich um die schönste Hoffnung seines Lebens betrogen glaubte.

Vergeblich bot der Magister seine ganze Beredsamkeit auf, um die Unmöglichkeit zu beweisen, daß Karoline einen Fehltritt begangen.

„Herr Magister," sagte der Assessor, „ich glaube blos, was ich sehe, oder von sicheren Zungen höre. Den Juwelenschmuck habe ich selbst gesehen; der Juwelier Giron hat ausgesagt, daß er denselben für Graf Woyna's Rechnung und in dessen Auftrage geputzt; zwei meiner Collegen haben ausgesagt, daß sie vier-

zehn Tage vor der Entdeckung dieses verrätherischen Kleinods Karolinen zur Mittagszeit ganz offen in Gesellschaft des österreichischen Gesandten Grafen Woyna die ganze Westerlangstraße entlang promeniren gesehen haben. Durchschauen Sie nun den ganzen Zusammenhang, Herr Magister?"

„Nein, durchaus nicht," wendete der Magister ein, „denn alles Dies ist ja am hellen Tage und vor Aller Augen geschehen."

„Wenn der allgemein beliebte und bezaubernde Oesterreicher," fuhr der Assessor fort, „eine hochadelige oder reiche junge Dame begleitet hätte, so würde sich Niemand darüber gewundert haben; daß er aber den Cavalier einer armen Verwais'ten spielte, dies mußte ihrem Rufe schaden, und da der Juwelenschmuck, welcher ihm gehört, sich in ihrem Gewahrsam fand, ohne daß sie sich zu erklären getraute, wie sie dazu gekommen, so ist die Sache hinreichend klar. Ja, Herr Magister, wenn ein schönes und armes Mädchen mit einem hochgestellten Diplomaten promenirt, so bedeutet dies Juwelen, Verrath, Kummer und — Doch entschuldigen Sie, es ist schon spät, und ich muß sofort in's Hofgericht."

Der Magister nahm Abschied und ging. Er eilte wieder zu Karolinen, fand sie aber nicht mehr bei der Wittwe, denn ihre Pflegeeltern hatten sie selbst wieder

nach Hause geholt, und dies war recht gut, denn sie war erkrankt und bedurfte lange der zärtlichsten Obhut und Pflege.

Der Magister besuchte sie fleißig und entdeckte, daß sie mit dem frömmsten Herzen große Geschicklichkeit in Allem vereinte, was man von einer gebildeten jungen Dame erwarten kann; denn sie hatte eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Erziehung genossen, und da sein Herz sich immer mehr zu ihr hingezogen fühlte, so faßte er eines schönen Tages einen kühnen Entschluß und machte ihr einen Heirathsantrag, nachdem er ihr den Plan zu einer Mädchenschule mitgetheilt, welche von ihnen gemeinschaftlich geleitet werden sollte.

Mit wehmüthigem Lächeln antwortete sie:

„Der Assessor hat mein Urtheil gefällt. Mein guter Ruf ist durch den Grafen Woyna vernichtet, und ich kann niemals das Weib eines ehrlichen Mannes werden. Auch Ihr guter Name und Ruf würde durch den Schatten leiden, welcher mich verfolgt."

Während Karolinens Krankheit war der Juwelenschmuck und Alles, was sich daran knüpfte, vergessen worden. Eines Tages aber bat der Magister sie, zu erklären, was sie selbst davon dächte, und in wie weit der Assessor hinsichtlich ihrer Promenade mit dem verführerischen Oesterreicher die Wahrheit gesagt.

Nachdem Karoline einige Minuten lang sichtbar mit sich selbst gekämpft, erzählte sie Folgendes:

„Eines Tages begegnete ich dem Grafen Woyna auf dem Eisenmarkt. Er stutzte bei meinem Anblick, und ich fühlte, daß ich errötheте. Er folgte mir, und ich besaß nicht Kraft, nicht Welterfahrung genug, um ihn abzuweisen. Er sprach so mild, daß meine Furcht verschwand. Ich hörte ihm wie bezaubert zu und antwortete so gut ich konnte. Nach einer Weile gelangten wir an einen Juwelierladen. Der Graf blieb stehen und forderte mich auf, ihm in den Laden hinein zu folgen und mir darin zu wählen, was mir beliebte. ‚Sie verdienen,‘ sagte er, ‚mit allen Kleinodien der Erde geschmückt zu werden, oder richtiger gesagt, dieselben sollten von Ihnen geschmückt werden. Ein Wort, und alle diese Schätze liegen zu Ihren Füßen!‘ — Da erwachte mein Verstand. Ich drehte meinen Verlobungsring, faßte Muth und antwortete: ‚Herr Graf, ich bin mit dem Assessor Stadius verlobt und kann von einem andern Mann auch nicht eine Sandperle annehmen.‘ Mit diesen Worten floh ich in ein Haus hinein, in welchem eine Schulfreundin von mir, Fräulein Clara von Egel, wohnt. Ich erzählte ihr mein Abenteuer, sie verlachte aber meine Unruhe und wünschte, daß sie an meiner Stelle gewesen wäre. Ich ging nach Hause, wollte aber meine Pflegeeltern mit

dem abgeschmackten Abenteuer nicht erst beunruhigen. Einige Tage darauf war mein Geburtstag, und an diesem Tage ward jener unglückselige Schmuck entdeckt. Wie er in meinen Nähkorb gekommen ist, habe ich niemals begreifen können. Ich argwohnte jedoch, daß der Graf ihn auf irgend eine Weise hineinprakticirt. Deßhalb fühlte ich mich schuldig und hatte nicht den Muth, meine Begegnung mit ihm zu erzählen. Was später geschah, wissen Sie."

Der Magister ward durch diese Erklärung nicht blos vollkommen beruhigt, sondern auch durch Karolinens Demuth, womit sie sich schuldig bekannte, ohne Etwas verbrochen zu haben, nur noch mehr für sie eingenommen.

„Hier bleibt blos ein Mittel übrig," dachte er. „Wenn der Graf so ritterlich ist, wie man ihn schildert, so wird er ihren guten Ruf wieder herstellen."

Der Magister nahm den Schmuck und eilte damit zu dem Grafen Woyna. Wohl eine Stunde mußte er im Vorzimmer warten, endlich aber kam der österreichische Gesandte mit seinem gewöhnlichen verbindlichen Lächeln zum Vorschein.

Viele werden sich noch des Grafen Woyna erinnern, dieses ausgezeichnet schönen und einnehmenden Weltmannes mit dem kahlen Scheitel, aber den schönen, sanften Zügeln und der hohen, wohlgewachsenen

Gestalt, welche durch die glänzende Uhlanenuniform noch mehr hervorgehoben ward.

Was er als Diplomat leistete, wissen wir nicht; wenn aber die Netze, die er als solcher auswarf, eben so fein gesponnen und fesselnd waren, wie die, womit er das weibliche Geschlecht umgarnte, so muß Metternich ein Schulknabe gegen ihn gewesen sein.

Er war ein Don Juan, sicherlich aber wünschte ihn Keine von den Vielen, die er verführt, deßwegen in die Hölle. Er kam wie Jupiter in einem Goldregen; der Goldregen aber verschwand nicht mit ihm zugleich. Seine Elviren wurden von ihm niemals gänzlich verlassen. Der Liebhaber konnte oft auf ewig verloren sein; der Freund und Beschützer aber blieb immer da. Die älteren Cupidos konnten eben so wie die jüngeren mit gleich schwer vergoldeten Pfeilen prahlen.

„Ich habe einen Auftrag von Fräulein Karoline Wallström, Herr Graf," sagte der Magister.

„Na, endlich!" rief der Graf, ohne sich durch den schwarzen Priesterrock verblüffen zu lassen. „Sie hat mich also nicht vergessen, das charmante Mädchen."

Mit wenigen aber kräftigen Worten schilderte der Magister, was Karoline gerade deßhalb gelitten, weil der Graf sie so ‚charmant' gefunden.

Woyna gab aufrichtiges Bedauern zu erkennen,

obschon er diesmal nur eine unschuldige Ursache zu dem Leiden eines Frauenherzens war.

Der Magister zog den unglückseligen Schmuck hervor und bat den Grafen, denselben zurückzunehmen.

„Was soll das heißen?“ rief Woyna. „Ich habe ihr niemals Etwas geschenkt! Ich gestehe, daß ich sie aufforderte, einen ganzen Juwelierladen zu leeren. Sie wies aber mein Anerbieten mit der Würde einer Prinzessin zurück und verließ mich, so daß ich verlegen stehen blieb wie ein Mensch, welcher einen Sonnenstrahl zu fangen versucht hat.“

„Von wem kann aber dann sonst dieses kostbare Geschenk herrühren,“ fragte der Magister.

„Von einem Glücklicheren als ich,“ antwortete der Graf mit einem noch bekümmerteren Ausdruck seines Gesichts, der aber dem Magister nicht so schön vorkam, wie der erstere. Sein Glaube an Karolinens Unschuld ward einen Augenblick wankend. Sie hatte Etwas verschwiegen; sie hatte Woyna blos vorgeschoben. Es gab also noch einen Andern. Es giebt ja so viele Diplomaten.

„Lassen Sie mich den Schmuck ein Wenig ansehen,“ bat der Graf und betrachtete das Kleinod genau. „Aber was soll das heißen!“ rief er plötzlich. „Dieser Schmuck ist wirklich mein Eigenthum gewesen,

und ich habe ihn verschenkt, aber an eine andere Dame. Wie ist er in Karolinens Hände gekommen?"

Die Sache ward immer verwickelter. Endlich sagte der Graf in freundlichem Tone:

„Ich hoffe gleichwohl, daß Alles sich zum Besten des armen Mädchens erklären lassen wird. Gehen Sie zu der alten Gräfin Westerstrand, denn diese hat den Schmuck von mir zu ihrem siebzigsten Geburtstag erhalten — bemerken Sie wohl, mein Herr, zu ihrem siebzigsten Geburtstag. Sicherlich hat sie dieses kleine Spielzeug bei irgend einer Gelegenheit unserer Karoline geschenkt. Inzwischen kenne ich nun die Folge meiner Unvorsichtigkeit und werde den Assessor auffuchen, um ihn zu versöhnen. Als Gesandter eines Mitglieds der großen heiligen Allianz muß ich die kleine, aber vielleicht heiligere des Assessors und Karolinens mit leichter Mühe wieder knüpfen können."

Mit diesen Worten verabschiedete er den Magister.

Dieser ging nach Hause mit dem festen Entschluß, den nächstfolgenden Tag der alten Gräfin Westerstrand seine Aufwartung zu machen.

Später am Tage, während er ganz allein im Zimmer saß, pochte Jemand an die Thür.

Er öffnete und ward nicht wenig verlegen, als er eine junge Dame in höchst eleganter Toilette mit einem blendenden kleinen Rosenknospengesicht und einem

Bayerische Staatsbibliothek München

funkelnden Augenpaar in das friedliche, keusche Ad=junctenzimmer treten sah.

„Sie müssen eine Beichte von mir anhören," be=gann die schöne Unbekannte, indem sie ohne weitere Umstände auf einem Stuhle Platz nahm. „Vor allen Dingen aber, Herr Magister, sorgen Sie dafür, daß wir von Niemanden gestört werden können."

„Ich bitte um Entschuldigung," stammelte der Magister sehr verlegen; „ich glaube aber, es wird am Besten sein, wenn ich Sie zu dem Herrn Oberpastor Doctor Hagberg führe, der jetzt im Expeditionszimmer ist. Es würde sehr sonderbar aussehen, wenn eine so junge Dame in der Abenddämmerung so allein bei mir im Zimmer wäre. Man könnte sehr leicht —"

„Was könnte man denn sehr leicht?" fragte die Dame.

„Nun, man könnte sehr leicht Etwas sagen, was — was — meinem guten Namen und Rufe nicht zum Vortheil gereichen würde."

Die Unbekannte brach in ein lautes Gelächter aus.

„Was höre ich!" rief sie. „Fangen denn jetzt auch gar die Männer an, um ihren guten Namen und Ruf besorgt zu werden? Jedoch," setzte sie ernst hin=zu, „ich habe Ihnen wirklich viel anzuvertrauen, was überdies Sie selbst angeht. In's Himmels Namen,

unterbrechen Sie mich nicht, denn eine schwere Last bedrückt mein Gewissen. Vor ungefähr einem Jahre war ich auf einem Ball in der feinen Gesellschaft. Ganz allein in einem Cabinet sitzend, sah ich etwas Blitzendes auf dem Teppich des Fußbodens liegen und ich hob es auf. Es war ein Juwelenschmuck, eine Brosche, die meine Augen und meinen Verstand blendete, so daß ich sie an mich behielt. Ich fürchtete, daß die Dame, welche das Kleinod verloren, danach fragen würde, aber es ließ sich Niemand hören. Ich behielt es und weidete mich mehrere Monate lang im Geheimen an seinem Anblick. Es schimmerte in allen Farben des Regenbogens, ich hörte eine wunderbare Musik, es war mir, als würde ich in einen schwindelnden Tanz, in bunten Farbenschimmer und in balsamischen Wohlgeruch hineingerissen. Bald aber ward Alles anders. Der Schmuck begann in meinen Händen eben so zu brennen, wie auf meinem Herzen und meinem Gewissen. Ich fühlte, daß ich ein schweres Verbrechen begangen, und bereute bitter, hatte aber nicht den Muth, es Jemanden zu gestehen, und eben so wenig wußte ich, wer die rechtmäßige Eigenthümerin des verwünschten Schmuckes war, den ich gleichwohl auf irgend eine Weise loszuwerden suchen mußte. Wenn ich dadurch einen Menschen glücklich machen konnte, so war mein Verbrechen gesühnt; wenigstens glaubte

ich dies. Plötzlich fiel Karoline, meine Jugendfreundin, mir ein. Diese, ein armes Mädchen, war verlobt, ihr Bräutigam aber konnte ihr keine Juwelen schenken. Ich ging zu ihr und legte heimlich den Schmuck in ihr Nähkörbchen. Von dieser Zeit an bin ich nicht wieder mit ihr zusammengetroffen, habe aber nun erfahren, was sie gelitten hat. Ich kenne auch Ihre Theilnahme, Herr Magister, an Karolinens Schicksal und deßhalb wende ich mich an Sie, sowohl um mein Gewissen zu erleichtern, als auch Sie um Ihren Rath in meinem großen Unglück zu bitten."

Dem Magister schwoll das Herz vor Entzücken über diese Lösung des Geheimnisses, eine Lösung, durch welche Karolinens Unschuld bewiesen und sein Glaube an sie gerechtfertigt und bestärkt ward.

„Ich kenne die rechtmäßige Eigenthümerin," entgegnete er, „und werde ihr morgen den Schmuck wieder zustellen, ohne daß Sie über Ihre Verirrung noch mehr Schmerz zu empfinden brauchen als Sie bereits empfunden haben."

Er sprach hierauf noch eine lange Weile wie ein alter Priester mit der reuigen Sünderin, und sie ging ruhig und getröstet von ihm.

Am nächstfolgenden Tage machte er der alten Gräfin Westerstrand wieder seine Aufwartung. Freund-

lich und wohlwollend hörte sie an, was er sagte. Als er den Schmuck erwähnte, rief die Gräfin:

„Ach, ich habe viele Kleinodien, keins aber ist mir so lieb und theuer, wie dieses. Ich bekam es von dem liebenswürdigsten jungen Mann, den ich kennen gelernt, von dem Grafen Woyna, den ich wie einen Sohn liebe."

„Und dennoch fragten Sie, Frau Gräfin, nicht nach dem Schmucke als Sie ihn verloren hatten?"

„Nein; ich schämte mich, ihn verloren zu haben. Was wissen Sie von der Sache, Herr Magister?"

Der junge Geistliche erzählte nun die Geschichte des Schmuckes, ohne jedoch den Namen der Diebin zu nennen. Wohl aber nannte er den Karolinens, um ihr Lob preisen zu können.

Dann nahm er Abschied von der Gräfin und eilte mit jubelndem Herzen nach Karolinens Wohnung, stutzte aber ein Wenig, als er den Assessor Stadius zwischen Karolinen und ihren Pflegeeltern sitzen und ganz vertraulich mit ihnen sprechen sah.

Der Assessor hatte sich nämlich eingefunden, um zu erzählen, daß Graf Woyna selbst ihn besucht und Karolinen auf das Eclatanteste von aller Schuld freigesprochen habe. Dennoch aber hegte er noch gewisse Zweifel in Bezug auf den Umstand, wie der Juwelenschmuck in Karolinens Nähkorb gekommen sei, bis nun

der Magister den eigentlichen Zusammenhang in dieser Beziehung ausführlich berichtet hatte.

Die Freude der alten Leute war grenzenlos. Sie umarmten und küßten ihre Pflegetochter und baten sie wegen ihres ungerechten Verdachts um Verzeihung.

Endlich sagte der Assessor mit seiner gewohnten juristischen Kaltblütigkeit:

„Sintemalen ich von Karolinens Unschuld nunmehro völlig überzeugt bin, so geht meine unmaßgebliche Ansicht dahin, daß unser Bund des ehesten durch kirchliche Trauung für's ganze Leben geschlossen werden könne."

Die Pflegeeltern stimmten dem Assessor vollkommen bei; Karoline aber, welche Johannes' Blick sah und verstand, antwortete eben so ruhig wie der Assessor:

„Auch der Magister Milde hat sich um meine Hand beworben, und ich habe die Liebe des Einen wie des Andern genau geprüft. Der Assessor, der mich seit langen Jahren kannte und bei diesen meinen guten Pflegeeltern in Gehorsam und Zucht aufwachsen gesehen, hegte gleichwohl sofort Argwohn gegen mich, gab mich auf und that nichts für mein Bestes. Magister Milde dagegen lernte mich zufällig als unglückliches Wesen kennen, nahm mich auf, schenkte mir Glauben und führte wieder Glück und Frieden in die theure Heimath meiner Kindheit zurück. Ein so un-

parteiischer und aufgeklärter Richter wie Assessor Stadius wird sich daher nicht wundern, wenn ich dem Magister Milde meine Hand und mein ganzes dankbares Herz schenke," setzte sie hinzu, indem sie den einen Arm um den Hals des Magisters schlang und ihr Haupt an seine redliche Brust lehnte.

Der Assessor ward bleich, stand auf und entfernte sich, ohne ein einziges Wort zu sagen, aber mit der schmerzlichen Ueberzeugung, daß eigene Augen und zwei Zeugen nicht immer hinreichen, um ein Verbrechen zu beweisen, oder eine Wahrheit an den Tag zu bringen.

Kurz darauf wurden Johannes und Karoline zum ersten Male aufgeboten. Am Nachmittage, als einige Freunde sich bei den Pflegeeltern versammelt hatten, ward die Gesellschaft durch die alte verwittwete Gräfin Westerstrand überrascht, welche mit dem herzlichsten Lächeln eintrat. Sie wünschte Karolinen Glück, befestigte die früher so unheilbringende Broche an der Brust des schüchternen Mädchens und sagte:

„Ich bezahle blos eine Schuld. Graf Woyna hat Alles bestätigt, was Ihr rechtschaffener Bräutigam erzählt hat, und noch weit mehr. Wir sind mit einander übereingekommen, daß die Kleinigkeit, welche Karolinen so viel Schmerz verursacht, ihr auch zu einiger Freude gereichen soll. Ich weiß, daß sie nicht

nach Juwelen, sondern nach der wahren Tugend strebt; möge daher dieser Schmuck, dem ich von einem Manne erhalten, welchen ich wie meinen Sohn geliebt, von mir an ihrer Brust befestigt Zeugniß geben von dem Wohlwollen und der Achtung, womit ich und alle rechtschaffenen Menschen Ihnen zugethan sind."

Nachdem die Hochzeit vorbei war, eröffneten die beiden jungen Ehegatten eine Schule für Mädchen, und die besten Familien schickten ihre Kinder hinein.

Diese Schule hattt beinahe ein Jahr den vortrefflichsten Fortgang gehabt, als Milde eines Tages von höherer Stelle aufgefordert ward, um ein gutes königliches Pastorat anzuhalten, welches seit einiger Zeit erledigt war.

Er hielt darum an und bekam es auch zu Aller Ueberraschung, obschon es Niemanden gab, der ihn nicht dieser Beförderung würdig erachtet hätte.

Milde, welcher bald erfuhr, daß er dieses unerwartete Glück der Fürsprache des Grafen Woyna bei dem König zu danken hatte, eilte sofort zu dem Grafen und ergoß sich in den lebhaftesten Dankesworten.

„Schon gut, schon gut, mein bester Herr Pastor!" unterbrach ihn der Graf. „Wir Diplomaten richten hier in der Welt so viel Unheil an, daß es wirklich als ein glücklicher Zufall betrachtet werden muß, wenn wir einmal etwas Gutes zu Stande bringen. Wie

befindet sich aber Ihre junge Frau? Sie ist ein rei=zendes Wesen. Welche Hände und Füße, und welche entzückende blaue Augen! Ihr Schweden versteht die Schätze, die Ihr besitzt, niemals recht zu würdigen. — Vor allen Dingen aber kein Wort davon, daß ich an Ihrer Beförderung auch nur den geringsten Antheil habe. Ich würde sonst von eben so schönen Bittstellerin=nen, die, unter uns gesagt, sich mehr Verdienste um mich erworben haben, als Ihre tugendhafte Gattin, überlaufen werden, und glauben Sie mir, sämmtliche Pfarrämter in ganz Schweden würden nicht hinreichen, meine Schulden in dieser Beziehung zu decken."

VIII

Der Seeräuber.

Es war im dritten Jahre meines Aufenthalts in Stockholm, und mein Wirkungskreis fuhr fort, unverändert zu sein. Ich besorgte die geringern und am Wenigsten lohnenden Amtsverrichtungen des Kommi-nisters, das heißt, ich trauete, taufte und begrub arme Leute und trauete und taufte immer wieder vom Neuem, denn die Armuth dauert bis in die Ewigkeit.

Mit genauer Noth hatte ich mein Auskommen, freute mich aber, daß ich wenigstens in Stockholm sein konnte. Allerdings ist das Leben in der Hauptstadt ein Leben al fresco, wenn ich mich so ausdrücken darf; aber in Folge der Menge von Bildern, welche hier an dem Auge vorübergehen, bietet es fortwährende Abwechselung, und so lange man jung ist, wird man von der Kunst eben so angezogen, wie von der Natur. Erst

in spätern Jahren kehrt man allmählich wieder zu letzterer zurück. Je schwerer von Früchten der Baum ist, desto tiefer neigt er sich zu der Mutter Erde herab.

Eines Herbstabends trat der Komminister in mein Zimmer.

„Höre, lieber Flodman," sagte er, „Du mußt noch einen Krankenbesuch machen und zwar unverweilt."

„Wohl wieder bei einem armen Holzhacker?" fragte ich, denn ich war soeben erst von einem Besuch bei einem solchen zurückgekehrt, der in den letzten Zügen lag und den Trost der Religion bedurfte.

„Bei einem armen Holzhacker!" wiederholte mein Vorgesetzter lachend. „Damit ist es nichts, obschon der Mann zu seiner Zeit sicherlich mehr Menschen als Holzstämme zerhackt hat. Was die Armuth betrifft, so hat es damit keine Gefahr, denn der Mann ist vielleicht der Reichste in der ganzen Gemeinde."

„Der Reichste!" wiederholte ich meinerseits. „Und der Oberpastor überläßt einen solchen dem Komministers, und der Komminister schleudert ihn eben so ohne Weiteres seinem Adjunct zu?"

„Wenn Du erfährst, wer es ist, so wirst Du Dich dann nicht weiter wundern. Hast Du niemals von dem Capitain Parder sprechen gehört?"

„Aha, nun verstehe ich."

Allerdings hatte ich mehr als ein Mal von dem

Capitain Parder erzählen gehört. Was wir Alle von ihm wußten, war freilich nicht viel, dennoch aber ist selten Jemand Gegenstand so großer Aufmerksamkeit und so vieler Geschichten gewesen, wie dieser Mann.

Er war, wie es hieß, im Bohuslän geboren, hatte sich frühzeitig dem Seemannshandwerk gewidmet und seine ganze Jugend und sein kräftigstes Mannesalter ununterbrochen in fremden Welttheilen zugebracht, von wo er erst als Mann von fünfzig Jahren nach Schweden zurückkehrte und sich in Stockholm niederließ, wo er sich ein schönes Haus kaufte, welches aber ausschließlich von ihm, seiner Tochter und einem zuverlässigen Diener bewohnt ward, der eben so alt war und früher demselben Berufe angehört hatte, wie sein Herr.

Es waren nun zehn Jahre her, seitdem er Mitglied der Kirchengemeinde geworden. Er mußte demzufolge jetzt sechzig und die Tochter ungefähr zwanzig Jahre zählen, denn Letztere war, als ihr Vater nach Schweden zurückkam, noch sehr klein.

Ich hatte weder den Vater noch die Tochter gesehen, und es hatten dies überhaupt nur Wenige, denn der Capitain und seine Tochter besuchten Niemanden und nahmen auch von Niemanden Besuch an.

Das Gerücht nahm mittlerweile es für ausgemacht an, daß Capitain Parder Seeräuber gewesen

sei und unerhörte Schätze zusammengebracht habe, welche er nun hütete wie der Drache im Mährchen.

Niemals war er auch nur mit einem Fuße in die Kirche gekommen und hatte eben so wenig im Geringsten Miene gemacht, die Bekanntschaft der Geistlichkeit zu suchen.

Diese hatte dagegen mehrmals gesucht, die seinige zu machen, und sich zu diesem Zwecke mittelst des sogenannten Osterbuches, in welchem um milde Beiträge zu wohlthätigen Zwecken aufgefordert wird, angemeldet; jedes Mal aber war der Küster, welcher dasselbe überbracht, entweder von dem Hausherrn selbst, oder von dem alten Diener die Treppe hinuntergeworfen worden, woraus man wohl mit Recht schließen konnte, daß Herr und Diener in kirchlichen Fragen einer und derselben Ansicht huldigten.

Dies war aber noch nicht genug. Bei einer Collecte für die Komministers hatte derselbe Diener, auch ‚Blatternarbenhans' genannt, weil sein ganzes Gesicht von den Pocken auf's Häßlichste entstellt war, sich vorsätzlich dem Becken genähert und anstatt Geld ein paar schwarze Damenbretsteine hineingelegt, worauf er sich wieder entfernte.

Das unschuldige Damenbretspiel wird nämlich auch das Priesterspiel genannt, weil es gewöhnlich von

Geistlichen, besonders auf dem Lande und in kleinen Städten, gespielt wird.

Die Bedeutung der beiden schwarzen Steine war sonach ziemlich handgreiflich, und eins der Gemeindemitglieder, welche bei der Collecte standen und sich über diese Unverschämtheit natürlich nicht wenig ärgerten, war auch sofort dem Blatternarbenhans nachgestürzt und hatte ihm die Bretsteine nachgeworfen.

Blatternarbenhans aber hatte sich umgedreht, zwei tüchtige Fäuste gezeigt und gefragt:

„Wären vielleicht zwei Würfel eher nach Eurem Geschmack gewesen?"

Der Freund der Komministers hatte es räthlich gefunden, sich in Zeiten zu retiriren, ehe noch die Würfel geworfen würden.

Capitain Parder hatte, wie schon vorhin erwähnt worden, eine Tochter, welche allerdings, wie man behauptete, Lehrer und Lehrerinnen in Allem hatte, was zur Bildung der damaligen Zeit gehörte. Obschon sie aber schon ihr zwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt, so hatte sie sich gleichwohl noch nicht zu dem Religionsunterricht bei dem Geistlichen angemeldet und war folglich auch noch nicht confirmirt.

Inzwischen erzählte man, die junge Heidin sei ein ausgezeichnet schönes Mädchen, und eine Menge eleganter junger Herren belagerten, ohne sich durch die heid-

nische Finsterniß, in welcher ihre Seele noch befangen war, abschrecken zu lassen, früh und spät das Haus ihres Vaters, obschon höchst Wenige so glücklich waren, sie zu sehen zu bekommen, denn sie zeigte sich weder auf der Straße, noch auch nur am Fenster. Einer oder der Andere, dem es unter irgend einem Vorwand gelungen war, sich in das Haus einzuschmuggeln, hatte dasselbe Schicksal erfahren, wie der Abgesandte der Geistlichkeit. Mit einem Worte, Capitain Parder's Haus stand bei Priestern und Laien gleich übel angeschrieben.

„Und dieser Gottlose verlangt jetzt nach dem Trost der Religion?" fragte ich mit Grund verwundert.

„So scheint es wirklich," antwortete der Kommiister. „Sein Diener war soeben bei dem Oberpastor und meldete, sein Herr läge auf den Tod und verlange inständig, mit einem Geistlichen zu sprechen."

„Und der Oberpastor?"

„Schickte den Diener zu mir und bat mich, hinzugehen; nachdem aber, was zwischen diesem Capitain und der Geistlichkeit vorgegangen ist, kann ich mich nicht überwinden, einen Mann zu besuchen, der sich so benommen hat. Wer weiß, ob er es mit dem Oberpastor oder mir nicht eben so macht, wie mit dem Ueberbringer des Osterbuchs?"

„Er liegt ja aber fest darnieder," wendete ich ein. „Er ist ja dem Tode nahe."

„So sagt man allerdings, aber es wäre ja möglich, daß dies Alles nur eine Flause und ein Kniff wäre, um einen von uns zu ihm zu locken. Die Sache ist die, daß das Pfarramt in diesen Tagen sich genöthigt gesehen hat, dem Consistorium Bericht über den gottlosen Zustand zu erstatten, der in der Familie des Seeräubers herrscht, denn es ist ja himmelschreiend, daß es mitten im Schooße der Gemeinde ein Wesen giebt, welches, obschon im reifen Alter stehend, gleichwohl noch nicht das heilige Abendmahl genossen hat. Es ist das ja ein offener Trotz gegen die Kirche und den Staat. Es kann nun möglich sein, daß diese bösen Menschen von dieser unserer Anzeige etwas erfahren haben, und deßhalb —"

„Und deßhalb befürchten der Herr Oberpastor und der Herr Komminister, die Treppe hinuntergeworfen zu werden?" fiel ich ein; „ich aber, der Kommini=ster=Adjunct, ich habe nichts zu befürchten, oder richtiger gesagt, ich darf nichts befürchten. Wenn ich die Treppe hinuntergeworfen werde und ein Bein, oder einen Arm, oder auch gar den Hals breche, so hat dies weiter nichts zu sagen. Ich aber bin der Meinung, daß ein armer Adjunct beide Arme, beide Beine und auch seinen Hals bedarf, wenn nicht zu etwas

Anderem, doch wenigstens, um die Amtsverrichtungen seiner Herren Vorgesetzten besorgen zu können."

„Wie Du doch redest, lieber Bruder," antwortete der Komminister. „Der Grund, weßhalb wir Dir diese Verrichtung auftragen, ist ganz einfach der, daß es meiner Treu Niemanden so leicht sein wird, Dich die Treppe hinunterzuwerfen. Sogar Ling behauptet, Du seist der stärkste Geistliche in ganz Schweden. Es ist wirklich ein Glück, daß sich dann und wann ein Simson unter uns befindet, die wir Tag und Nacht auf Vorposten gegen das Gezücht der Philister stehen müssen. Da, wo die Waffen des Geistes nicht helfen, ist es meiner Treu sehr gut, Schnabel und Krallen gebrauchen zu können."

Was war zu thun? Ich mußte mich endlich bequemen. Ich steckte das Psalmbuch und die heiligen Geräthschaften in die Tasche und begab mich an Ort und Stelle, vollkomen gefaßt und bereit, im Fall es es sein müßte, Ling's guter Meinung von meinen Körperkräften Ehre zu machen.

Ich mußte mehrmals derb an die Thür von Capitain Parder's Haus pochen, ehe geöffnet ward.

Mein Blick fiel auf ein breites, pockennarbiges Gesicht von graugesprenkeltem Haar und Bart umgeben und von einer Handlaterne beleuchtet, die von Blatternarbenhans getragen ward; denn daß es der alte Diener

des Capitains war, errieth ich sofort, obschon ich ihn jetzt zum ersten Mal sah. Ich hatte ihn zu häufig und zu genau beschreiben hören, als daß ich mich hätte irren können. Ich nannte meinen Namen und sagte, was ich wollte.

„Ich habe Sie noch nie gesehen," bemerkte Blatternarbenhans mit einem Grinsen, welches ihn noch einmal so häßlich machte.

„Das ist einerlei," antwortete ich; „mein Auftrag gilt nicht Euch, sondern Eurem Herrn."

Blatternarbenhans sah mich an, als ob er mich verschlingen wollte. Ueberhaupt hatte er in seinem ganzen Wesen etwas ungemein Haifischartiges.

„Verwünschter Schwarzkittel!" murmelte er endlich und ging dann vor mir her mit der Laterne die Treppe hinauf. Es dauerte nicht lange, so traten wir in ein ziemlich geräumiges Zimmer, welches schwach durch eine Deckenlampe beleuchtet ward. Ich sah sofort, daß ich mich bei einem Seemann befand. Das Zimmer enthielt nur wenig Möbels, dagegen aber waren die Wände mit Flaggen von allen Nationen bedeckt, und in einer Ecke stand eine alte Gallion, ein rothbemaltes Ungeheuer mit vergoldeten Zähnen.

„Da drüben haben Sie einen schwarzen Kameraden, der auch mit Todtengebeinen zu thun hat," sagte Blatternarbenhans.

Ich folgte der Richtung seines Fingers und entdeckte unter Anderm eine schwarze Flagge, auf welcher ein Todtenkopf von Silberstoff befestigt war. Es war dies die berüchtigte Corsarenflagge.

„Wenn der unhöfliche Seemann mich wirklich für eben so gut ansieht, wie die schwarze Flagge, so sollte er mir wohl etwas mehr Achtung beweisen, denn diese Flagge ist wahrscheinlich das Einzige, was er hier in dieser Welt heilig hält."

So ungefähr dachte ich zu antworten; da es aber weder mit meinem Amte noch mit meiner Mission für diesen Abend vereinbar war, mich mit einem Menschen wie Blatternarbenhans in einen Wortwechsel einzulassen, so beschränkte ich mich darauf, ihn ganz einfach zu bitten, mich zu dem Capitain zu führen, auf dessen Ruf ich mich von Amtswegen eingefunden.

Blatternarbenhans murmelte abermals Etwas, was ich nicht recht verstehen konnte, und verschwand dann durch eine Thür, welche er schnell hinter sich schloß.

Ich befand mich auf diese Weise einige Augenblicke lang allein im Zimmer und beabsichtigte, dasselbe während des Wartens ein Wenig näher in Augenschein zu nehmen, als ich bemerkte wie eine andere Thür sich allmählich und lautlos öffnete, aber angelehnt blieb.

Offenbar war dies Jemand, der mich belauschte, und ich kann nicht leugnen, daß ich im Stillen Etwas empfand, was große Aehnlichkeit mit Unruhe hatte.

War der Argwohn des Oberpastors und des Komministers vielleicht nicht ohne Grund? Aber wenn dies auch der Fall war, was hatte ich wohl zu fürchten? Noch niemals hatte ich gehört, das Pastors-, oder Komministersadjuncten Gegenstand für Jemandes Raubluft gewesen, und wenn man den von der Geistlichkeit gethanen Schritt, die Tochter des Capitains zu einem Mitglied der christlichen Gemeinde zu machen, an meiner Person rächen wollte, so wäre ich ja mit zwei alten Männern ohne die geringste Schwierigkeit fertig geworden.

Die Tochter des Capitains sprach ich schon im Voraus von jedem Complott in dieser Beziehung frei, denn die Unchristlichkeit der jungen Dame konnte sich doch wohl nicht so weit erstrecken, daß sie Jemanden zu schaden suchte, der ihr nie etwas zu Leide gethan.

Kurz, ich überwand meine kleine Unruhe sehr bald und wartete ruhig, bis Blatternarbenhans zurückkommen würde.

Es dauerte auch nicht lange, so zeigte er sich wieder auf der Schwelle und gab mir durch eine Geberde zu verstehen, daß ich ihm folgen solle. Ich that

dies auch sofort, obschon natürlich, indem ich alle Bewegungen des alten Haifisches scharf im Auge behielt.

Wir gingen durch ein Zimmer, welches ungefähr eben so tapeziert war, wie das erste, und traten endlich in des Capitains Schlafzimmer oder Kajüte, denn so sah es ungefähr aus. Die Wände waren mit allen Arten von Waffen, Büchsen, Säbeln, Pistolen und Dolchen verziert. Auch das Enterbeil fehlte nicht. Ich glaubte sogar zu bemerken, daß es roth blinkte.

An der Wand, dem Eingang gegenüber, stand ein schmales Zeltbett mit einer braunen Filzdecke, und oberhalb der Decke zeigte sich ein Gesicht, welches, obschon abgemagert, gleichwohl regelmäßige Züge verrieth. Die Augen waren groß und blau, und eine gewaltige gekrümmte Nase ragte noch trotzig wie eine einsame Säule unter einem Trümmerhaufen empor. Die Schläfe waren mit dünnem, graugestreiftem Haar bedeckt, der übrige Theil des Kopfes aber war so kahl und blank, wie die breiten Säbelklingen, welche kreuzweise über dem Bett an der Wand hingen.

Blatternarbenhans entfernte sich, und ich nahm auf einem Stuhl in der Nähe des Krankenbettes Platz. Der Kranke wendete sein Gesicht langsam seitwärts und richtete seine Augen auf mich, wobei er sichtlich bemüht war, seinen Blick so scharf und durchdringend zu machen wie möglich.

Der Rost des Todes aber nagte bereits an der Schneide, und es blieb daher bei dem bloßen Bemühen. Der Kranke mochte dies selbst finden, denn er schloß die Augen und lag so eine Weile da, während ein höhnisches Lächeln seinen Mund umspielte, gleichsam um das zu ersetzen, was dem Blick abging.

„Sie sind sehr krank, Herr Capitain," hob ich an.

„Ja, zum Teufel! Krank bin ich," antwortete der Capitain mit matter, aber deutlicher Stimme, „und die Aerzte behaupten, meine Stunden seien gezählt. Ehe ich aber den letzten Anker lichte, möchte ich mit einem Priester sprechen. Die Sache ist die. Ich hatte einmal einen Matrosen Namens Jack, einen Seemann, der seines Gleichen suchte. Er enterte ein Deck mitten unter dem heftigsten Kugelregen von der Breitseite und zwar so unbefangen, als ob es blos gegolten hätte, in einen Kokoswald einzudringen, um Nüsse zu pflücken. In Havannah ward er krank und lag in den letzten Zügen, gab sich aber nicht eher zufrieden, als bis ich ihm einen Priester geschafft hatte. Nachdem ich einen solchen herbeigeholt und Jack gebeichtet hatte, zeigte sich dieser über alle Maßen heiter und glücklich. Als ich mich darüber wunderte — denn Jack hatte eben so wie ich und wir Andern sein Lebtage nach Priestern und Ceremonieen eben so wenig

gefragt, wie das Krokodil nach Gänseleberpastete — sagte er: ‚Lieber Capitain, beichten heißt nichts weiter, als sich seiner alten Fracht entledigen, um dann mit erleichtertem Rumpf und frisch gescheuertem Deck das Fahrwasser zu suchen, welches in die Ewigkeit führt und in welches man ohne Leuchtthurm und Lootse segeln muß. Nun bin ich bereit und es kann fortgehen, wenn es will.‘ — Jack starb, und ich lachte noch lange über den Narren.“

Der Capitain schwieg und wendete sich mit dem Gesicht wieder gegen die Wand.

„Haben Sie blos deßhalb einen Diener der Kirche rufen lassen, um ihm die Geschichte von diesem Jack zu erzählen?“ fragte ich nach einer Weile und nicht ohne einen gewissen stillen Aerger.

„Nein, durchaus nicht!“ antwortete der Capitain. „Jack war nicht so dumm, wie ich glaubte, und ich gedenke jetzt eben so zu thun, wie er. Ich will beichten und bitte Sie blos, mich anzuhören, ohne mich zu unterbrechen.“

„Sprechen Sie.“

Der Capitain begann sein Bekenntniß, welches gewiß eine ganze Stunde dauerte.

Natürlich werde ich niemals ausplaudern, was mir unter dem Siegel der Beichte anvertraut ward, aber so viel kann ich sagen, daß alle jene unheimlichen

Geschichten, welche in Bezug auf den Capitain Parker in Umlauf waren, sich zu seiner eigenen Erzählung verhielten wie ein Sandkorn zu einem Berg, und ich betrachtete schaudernd dieses schuldbeladene Haupt.

„Und das ist Alles, was Sie mir zu sagen haben?“ fragte ich, nachdem der Capitain mir durch eine Geberde zu verstehen gegeben, daß ich mich entfernen solle.

„Alles,“ wiederholte der Kranke; „wer kann sich auf Alles besinnen? Wohl möglich, daß ich Etwas vergessen habe, aber dennoch fühle ich mich erleichtert und ich glaube, ich kann nun in das große unbekannte Meer hineinsteuern. Wünschen Sie mir daher glückliche Reise und lassen Sie mich in Frieden fahren.“

„Aber,“ wendete ich ein, „Ihr Freund Jack sprach nicht blos von erleichterter Last, sondern auch von einem frischgescheuerten Deck. Auf welche Weise scheuern Sie das Deck, Herr Capitain?“

„Nun, begreifen Sie denn nicht, daß man es mit Wasser abspült!“ rief der Kranke ungeduldig.

„Gut, und dieses Wasser schöpfen Sie aus dem Meere. Woher aber schöpfen Sie das, womit Sie Ihre Seele zu säubern suchen? Woher anders, wenn nicht aus der Quelle der Reue, Sie glauben aber, Ihr —“

Der Kranke ergriff eine Klingelschnur, welche von

der Decke über seinem Kopf herabhing, und ich hörte eine Klingel läuten, bei deren erstem Ton Blatternarbenhans wieder zum Vorschein kam.

„Ja," fuhr ich fort, indem ich mich erhob, „Sie glauben genug damit gethan zu haben, wenn Sie Ihre Sünden, Ihre Verbrechen beichten, und gehen nun, um vor den Richterstuhl des Ewigen Ihre Seele zu stellen, dieses Gefäß, in welchem so viel Unreines sich befindet, ohne erst einen einzigen Tropfen Reue darein fallen zu lassen, ohne —"

„Führe ihn hinaus und stopfe ihm den Mund mit einigen holländischen Bogenschützen!" schrie der alte Sünder, seine letzten Kräfte zusammenraffend.

Blatternarbenhans nährte sich nun und legte drohend sein Hand auf meine Schulter.

„Da, wo der Priester nicht segnen kann, da soll er dennoch auch nicht fluchen." Mit diesem Gedanken, welcher mich stets schon bei meinen ersten Schritten auf der Priesterbahn begleitet, verließ ich das Krankenzimmer.

Blatternarbenhans folgte mir dicht auf dem Fuße. Als wir in das große Zimmer hinauskamen, streckte der alte Haifisch mir seine flache, breite Hand entgegen, in welcher ich eine Goldmünze entdeckte.

„Ein Bogenschütze ist genug für ein ganzes Dutzend Priester," sagte der alte Haifisch.

Die Münze war ein holländischer Ducaten, dessen Gepräge einen geharnischten Krieger mit einem Bündel Pfeile in der Hand darstellte.

Ich glaube beinahe, daß ich bei einer andern Gelegenheit den brutalen Menschen auf sogenannte angemessene Weise zurechtgewiesen hätte, besonders deßwegen, weil er seine Hand auf meine Schulter zu legen gewagt und dadurch mein Amt in meiner Person verunglimpft hatte. Wenn aber die Rohheit jemals kurirt werden kann, so geschieht es wenigstens nicht durch die eigenen Mittel der Rohheit.

„Behaltet Euer Blutgeld!" war daher das Einzige, was ich antwortete, indem ich zugleich seine Hand langsam zurückschob, wobei die Goldmünze auf den Fußboden fiel.

In diesem Augenblick aber öffnete sich die Thür, welche ich bei meinem Eintritt in das Schlafzimmer des Capitains angelehnt stehen gesehen, ganz weit, während zugleich ein hochgewachsenes, stattliches Mädchen in das Zimmer trat.

Ich hatte die Creolin, die schönste Rose der tropischen Sonne, in Büchern gesehen und von Reisenden schildern hören, jetzt aber sah ich sie zum ersten Male leibhaft und möchte sie gern selbst beschreiben; da ich aber ein schlechter Maler bin, so beschränke ich mich darauf, zu erwähnen, daß meine Blicke auf das

schwärzeste Haar, die schwärzesten Augen und eine glänzende, in's Gelbliche schimmernde Haut fielen, welche den Rosen der Jugend und Gesundheit einen höchst eigenthümlichen Farbenton gaben. Kurz, es war die rabenschwarze Nacht und der gelbe, brennende Tag des Wendekreises in ein und dasselbe Bild vereinigt, und ich verstand auf den ersten Blick, was der Dichter mit seinem ‚Brennen' und ‚Verbrennen' sagen will.

Ich möchte auch etwas über die Toilette der jungen Dame hinzusetzen; indem ich aber aus mehreren Gründen davon absehe, erwähne ich blos, daß sie eine Art Blouse von grünem oder blauem Taffet trug, welche sowohl auf- als abwärts in breiten Falten liegend um den Leib herum durch eine schwarze Schärpe mit einer Spange festgehalten ward, die von polirten Stahlperlen oder von Brillanten funkelte.

Das schwarze Haar fiel in drei langen, starken Flechten den Rücken hinab, hier und da aber leuchteten kleine, weiße Muscheln daraus hervor, die denen glichen, womit damals die Cavalerieoffiziere das Geschirr ihrer Pferde verzieren zu lassen pflegten. Vielleicht war diese Mode auch in der That von einer gefallsüchtigen und schwer zu zügelnden Dame aus Gott weiß welcher Hemisphäre entlehnt.

„Treten Sie ein, Herr Pastor," sagte sie und zeigte auf das Zimmer, dessen Thür sie geöffnet.

Auch ihre Stimme hatte etwas Eigenthümliches. Vielleicht glich sie der eines Singvogels aus den Cactuswäldern, denn sie schlug ungewöhnlich voll und schön an mein Ohr.

„Haben Sie nicht gehört, daß ich Sie bat, einzutreten?“ sagte sie abermals zu mir, der ich, in ihre Erscheinung vergafft, noch keinen einzigen Schritt gethan, um ihrem Wunsche nachzukommen.

„Aber,“ wendete Blatternarbenhans, zwischen sie und mich tretend, ein, aber —“

„Schweig', Christian!“ rief sie in befehlendem Tone; „schweig' und geh' hinein zu meinem Vater.“

„Aber das geht nicht,“ fuhr Christian fort.

„Hab' ich Dir nicht befohlen, zu schweigen und zu gehen? Gehorche sofort, Du häßliches Unthier, Du lauernder Alligator!“ fuhr die junge Dame fort, indem sie heftig mit dem rechten Fuß stampfte.

Es lag wirklich etwas vom Panther in ihrer geschmeidigen Gestalt, als sie auf diese Weise auf den alten Diener ihres Vaters losfuhr, denn ich betrachtete es als etwas Ausgemachtes, daß es die Tochter des Seeräubers sei, die ich vor mir hätte.

Ich erwartete jeden Augenblick, daß Krallen aus diesen Händen und Füßen hervorschießen würden, die übrigens so klein und wohlgebildet waren, daß ich selten ihres Gleichen gesehen.

Jetzt erst bemerkte ich, daß das Kleid oder die Blouse nicht weiter als bis zur Wade herabreichte, daß diese mit einem weißen oder gelben seidenen Strumpf bedeckt war, und daß die Wade an und für sich —

Doch, es schickt sich für einen Geistlichen nicht, sich mit dergleichen Details zu befassen. Ich wollte blos sagen, daß dieses junge Mädchen äußerst gefährlich aussah.

Dazu bedurfte sie aber nicht Krallen des Panthers. Wie gefährlich die Schönheit an und für sich werden kann, das hat unser Herrgott gleichsam um zu warnen selbst gezeigt, indem er den Dorn so nahe an der Rose hat wachsen lassen.

Und läßt sich der Mensch wirklich warnen? Allerdings, aber erst nachdem er geblutet, vielleicht sich verblutet hat.

Blatternarbenhans schien entwaffnet zu sein. Er schüttelte sein graues Haupt und näherte sich brummend der Thür. Die Tochter des Seeräubers gab mir abermals einen Wink, und ich folgte ihr in ihr Zimmer, welches mit einem gewissen orientalischen Luxus geschmückt war und durch seine phantastische Einrichtung mit der Erscheinung seiner Herrscherin vollkommen harmonirte.

Ich hatte jedoch nicht viel Zeit, um weitere Betrachtungen anzustellen.

„Mein Vater liegt im Sterben," hob sie an, indem sie mitten im Zimmer stehen blieb und ihre großen blitzenden Augen auf mich heftete.

„Ihr Vater ist wenigstens sehr krank," antwortete ich.

„Sie haben mit ihm gesprochen?"

„Sehr wenig. Eigentlich war er es, welcher sprach."

„Das weiß ich, denn als Sie zu ihm hineingingen, schlich ich Ihnen nach. Ich horchte und hörte Alles."

„Sie hörten Alles?"

„Ja, Alles."

Ich konnte den Schauer nicht bergen, der mich bei dem Gedanken durchrieselte, daß die Tochter die entsetzlichen Dinge gehört, welche der Vater mir gebeichtet.

„Und was ist da weiter dabei?" fragte sie mit der ruhigsten Miene von der Welt.

Ich stutzte, glaubte aber beinahe, ich hätte nicht recht gehört.

„Sie könnten eine ganze Geschichte daraus machen," hob sie mit bitterm Lächeln wieder an. „Sie

wären vielleicht bereit, sofort auf die Polizei zu eilen und dort Alles wieder zu erzählen."

„Eine der größten Wohlthaten unserer Kirche," antwortete ich, „besteht darin, daß selbst der größte Sünder durch ein Bekenntniß sein Gewissen erleichtern kann, ohne daß er deßhalb die Rache der weltlichen Gesetze zu fürchten braucht. Wenn Sie, armes Kind, in dieser Lehre besser erzogen worden wären, als Sie es wahrscheinlich sind, so würden Sie diese Frage nicht an mich gethan haben."

„Ich bin Ihnen für Ihre Theilnahme sehr verbunden," sagte sie mit einer leichten Verneigung des Kopfes; „für den Augenblick aber sind Sie es blos, der sich in Irrthum befindet, und es ist meine Schuldigkeit, Sie daraus zu reißen."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Das sehe ich recht wohl ein und deßhalb beeile ich mich, mich zu erklären. Gestern sprach mein Vater sich ungefähr auf dieselbe Weise aus, wie er soeben Ihnen erzählt, nur mit dem Unterschied, daß Ostindien, aber nicht Westindien, der Schauplatz seiner Abenteuer war. Vorgestern war es das Vorgebirge der guten Hoffnung und morgen, im Fall Sie wieder hierher kommen, ist es vielleicht Moskau. Es würde mich nicht wundern, wenn er erzählte, wie er über Deutschland hinweggesegelt sei und die schwarze Flagge auf

den Mauern von Moskau aufgehißt habe, so wie daß er, aber nicht Napoleon es gewesen sei, der diese Stadt eingenommen, oder daß er es gewesen und nicht die Russen, welcher dieselbe dann in Brand steckte —"

„Sie meinen also, daß Ihr Vater —"

„Daß er Fieber hat, daß er irre redet," fiel die junge Dame eifrig ein. „Ja, er hat die ganze Zeit phantasirt seitdem er bettlägerig ist. Niemand weiß das besser, als ich und der alte Christian, der bei ihm gewacht hat. Ja, mein Herr, er hat im Fieberwahnsinn gesprochen. Wenn mein Vater, wie ich hoffe, wieder gesund wird, so wird er über seine unsinnigen Fieberphantasieen lachen, eben so wie ich über Ihre Amtsmiene lachte, als Sie an seinem Bett saßen, denn Sie glaubten, er beichtete Ihnen wirklich, und Sie glaubten Alles, was er sagte. Es war zu köstlich, aber gefällt es Ihnen nicht selbst?"

Sie brach wirklich in Gelächter aus, ich aber bemerkte, daß das Gelächter erzwungen war, eben so wie ich schon vorher ihre Unruhe durchschaut hatte, während sie ihre sogenannte Erklärung abgab. Man braucht nicht Arzt zu sein, um zu sehen, ob ein Mensch Fieber hat, oder nicht, und Niemand konnte ruhiger sein, als der alte Seemann während seiner Beichte, eben so wie Niemand unruhiger, als seine Tochter jetzt. Ich sah aber in all' Diesem die kindliche Liebe, welche

einen Vater so lange als möglich zu vertheidigen suchte, und ich hatte nicht den Muth, dieser Liebe einen härteren Schlag zu versetzen.

Als sie daher mit Verzweiflung mich bei den Händen ergriff und rief: „Sie können das nicht glauben! Sie können meinem Vater nicht solche Abscheulichkeiten zutrauen!“ antwortete ich: „Ich will Ihnen glauben, denn eine gute Frucht kann nicht wohl von einem schlechten Baume fallen. Sie müssen aber für Ihres Vaters Seele zu Gott beten, denn ein Gebet aus einem unschuldigen Herzen thut Wunder, sowohl im Himmel als auf Erden.“

„Wunder!“ wiederholte sie beinahe mit Wuth. „Dann bedarf es also eines Wunders, um — Sie zweifeln also noch — Ha, ich wäre im Stande —“

Sie schwieg plötzlich und maß mich mit denselben durchbohrenden Blicken vom Scheitel bis zur Sohle, während ihre Hand krampfhaft an einer goldenen Kette riß, die von ihrem Halse herabhängend sich unter den Brustfalten ihrer Blouse verlor.

Ich kreuzte die Arme über der Brust und gab ihr Blick um Blick zurück, legte aber in die meinigen so viel Milde, als ich vermochte.

Endlich brach sie wieder in Thränen aus und warf sich gewaltsam auf einen kleinen Divan nieder, schluchzte laut und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Nun näherte ich mich ihr, um ihr einige beruhigende Worte zu sagen.

„Gehen Sie, lassen Sie mich in Frieden!“ rief sie abwehrend. „Doch nein, warten Sie, nehmen Sie dies als Beweis meiner Dankbarkeit für Ihre Bemühung an diesem unglückseligen Abend.“

Mit diesen Worten nahm sie die goldene Kette von ihrem Hals, und ich sah nun, daß auch noch ein Kreuz von den reinsten Diamanten daran hing.

„Sie dürfen sich dieses Schmucks, der Ihrer Jugend so wohl ansteht, nicht berauben,“ sagte ich, indem ich die Kette mit dem Kreuz auf den Divan legte. „Vielleicht ist dieser Schmuck eine Erinnerung an Ihre Mutter.“

„Eine Mutter habe ich nie gekannt,“ entgegnete sie, „und bald habe ich auch keinen Vater mehr.“

„O,“ antwortete ich, „Sie haben auf Erden eine Mutter, die sich sehnt, Sie an ihre friedensvolle Brust zu schließen. Diese Mutter ist die Kirche, und durch diese gelangen Sie zur Kenntniß eines Vaters, der im Himmel ist und niemals eins der Kinder verläßt, die ihre Hoffnung auf ihn setzen.“

„Gehen Sie!“ sagte sie mit etwas weicherer Stimme, „ich bedarf Ruhe; wir werden einander wiedersehen.“

Ich ging, und Gott weiß, daß, wenn irgend Je=

mandes Gefühle. Das waren, was man ‚gemischte' nennt, so waren es die meinigen, als ich dieses wunderliche Haus verließ.

Capitain Parder starb und ward mit einem gewissen Prunk begraben.

Bei der Beerdigung fungirte der Oberpastor selbst. Die Todten sind natürlich nicht so gefährlich, als die Lebendigen.

Blatternarbenhans überlebte seinen Herrn nicht lange.

Und die Tochter des Seeräubers?

Von ihr in der nächsten Erzählung mehr.

IX.

Die Tochter des Seeräubers.

Als ich nach einem sechswöchentlichen Besuch bei meinen Verwandten in Westermanland nach Stockholm zurückkam, hörte ich, daß die Tochter des verstorbenen Capitains Parder während meiner Abwesenheit mehrmals nach mir geschickt habe.

Sowohl der Oberpastor als auch der Kommunister hatten ihr unter derselben Zeit einige Besuche gemacht und wußten von dem seltsamen Mädchen viel zu erzählen, unter Anderm, daß sie von ihrem Vater mehrere Millionen geerbt.

„Man wird sehen, daß irgend ein Offizier sich an sie macht," bemerkte mein Vorgesetzter, der Kommunister, nachdem er mir gesagt, daß so viele Mal nach mir gefragt worden; „da aber Du, wie es scheint, bereits in der Butter sitzest, so wäre es sehr einfältig

von Dir, wenn Du Dich nicht dazu zu halten verstän=
dest. Wäre ich in Deinen Jahren, lieber Flodman,
so wüßte ich, was ich thäte. — Wir Theologen sind
ja dafür bekannt, daß wir gern Etwas vor uns brin=
gen," setzte er mit bitterem Lächeln hinzu.

Der arme alte Komminister, er hatte allerdings viel vor sich gebracht! Eine Frau und sechs Kinder hatte er, darin aber bestand auch sein ganzer Reich=thum. Allerdings hatte er soeben das Sprüchwort von der Butter citirt, aber niemals hatte Jemand einen Butterteller in seinem Hause gesehen. Er hatte von seiner Kindheit an niemals Butter essen können, behauptete er, dieses aber hielt ihn nicht ab, sich, wenn er bei andern Leuten war, recht fett Butter aufzu=streichen.

„Ich that es in Gedanken," sagte er bei einer solchen Gelegenheit zu mir und es ist wohl möglich, daß dem so war, dennoch aber kam ihm die Butter fast eben so rasch in den Mund, wie in die Gedanken.

Der Geiz der Geistlichen ist sprüchwörtlich und hat Stoff zu unzähligen Geschichten sowohl in Prosa als in Versen gegeben, obschon man weiß, daß jedes Pfarrhaus auf dem Lande ein Gasthaus ist, wo alle Bekannten und Unbekannten Gastfreundschaft genießen, ohne eine Zahlung in irgendwelcher Form dafür zu leisten.

Inzwischen begab ich mich sofort zu der Tochter des Seeräubers.

Ich fand sie in tiefer Trauerkleidung.

„Es ist gut, daß Sie endlich wieder da sind," sagte sie, indem sie mir die Hand reichte und mich ersuchte, neben ihr Platz zu nehmen. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen gefaßt und habe verschiedene Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen."

„Es soll mich freuen, wenn ich Ihnen auf irgend eine Weise zu Diensten sein kann," antwortete ich natürlich.

„Mein Vater hat mir ein bedeutendes Vermögen hinterlassen," hob sie an, „ich verstehe mich aber nicht auf Geschäfte. Kennen Sie einen zuverlässigen Mann, den Sie mir zum Sachwalter empfehlen können? Ich brauche einen solchen unverweilt, um mich mit ihm berathen zu können."

„Ich habe einen Universitätsfreund, den Assessor Dugge bei'm Hofgericht, und halte denselben nicht blos für zuverlässig, sondern glaube ihn auch einem solchen Auftrage vollkommen gewachsen. Wenn Sie es wünschen, so will ich ihn bitten, zu Ihnen zu kommen, und zwar heute schon."

„Heute!" wiederholte sie; „nein, heute nicht."

„Nun, dann wohl morgen?"

„Nein, auch morgen nicht," antwortete sie, indem sie mit einer gewissen Heftigkeit hinzusetzte: „Es hat überhaupt Zeit."

Soeben hatte sie gesagt: ‚unverweilt,' und nun hieß es: ‚es hat Zeit."

Ich betrachtete sie etwas verwundert und es kam mir vor, als ob sie ein Wenig die Farbe wechselte.

„Kennen Sie den Baron von Keller, Rittmeister bei den Leibdragonern?" fragte sie weiter.

„Blos dem Namen nach."

„Nun, er ist ja künftiger Fideicommißerbe des großen Ritterguts Dernboholm, welches sich jetzt im Besitz seines Vaters, des Generals, befindet."

„Ich kenne weder den Rittmeister, noch seine Verwandten persönlich."

„Allerdings hatte der General einen ältern Sohn, fuhr sie fort. „Dieser aber starb vor einem Jahre und hat blos eine Tochter hinterlassen. Da das Fideicommiß nun blos auf männliche Nachkommen übergeht, so ist es klar, daß Dernboholm einmal dem Rittmeister zufallen muß. Also Sie hatten früher nichts davon gehört?"

„Nein."

„Aber könnten Sie nicht durch Erkundigungen bei Personen, welche die Familie des Barons näher kennen, sich vollständige Auskunft in dieser Angelegen-

heit verschaffen, ohne daß Jemand erfährt, daß ich es wissen will?"

„Das wäre kein Ding der Unmöglichkeit," antwortete ich, „dennoch aber wäre es mir lieber, wenn Sie in dieser Angelegenheit einen andern Commissionäre wählten, als mich, denn ich stehe mit der vornehmen Welt in durchaus keiner Berührung."

Ich ahnte sofort ein Verhältniß zwischen der jungen Dame und dem Baron, eben so daß sie mich als Spion in Bezug auf die finanziellen Verhältnisse dieses Mannes benutzen wollte, was aber meiner natürlichen Neigung eben so wenig zusagte, wie der Würde meines Amtes.

Der Blick der Creolin erforschte meinen innersten Gedanken, und sie schien etwas verlegen zu sein, dennoch aber faßte sie sich bald, ergriff wieder das Wort und sagte:

„Nun, dann zu etwas Anderem! Mein seliger Vater hatte in religiösen Dingen seine eigenen Ansichten, und dies ist die Ursache, weßhalb ich noch nicht confirmirt bin. Haben Sie Zeit, mich, so weit es nöthig ist, im Christenthum zu unterrichten? Können Sie mir täglich eine Stunde widmen?"

„Ja," antwortete ich; „und wann wollen Sie anfangen?"

„Morgen um elf Uhr. Ich werde Ihnen Ihre

Mühe als Lehrer so leicht als möglich zu machen suchen."

Nachdem sie dies gesagt, erhob sie sich, und ich entfernte mich von diesem räthselhaften Wesen. Drei Wochen lang besuchte ich sie jeden Tag. Sie besaß ein vortreffliches Gedächtniß und eine bewundernswürdige Fassungsgabe. Ein tieferes Gefühl oder Andacht verrieth sie jedoch nicht.

Während ich nach bestem Vermögen die Dogmen zu erklären suchte, schwebten ihre Gedanken sichtlich in mehr irdischen Regionen. Oft unterbrach sie mich mit einer Klage über ihr Schicksal, so reich zu sein und so viel zu verwalten zu haben, niemals aber sprach sie wieder davon, daß sie einen Sachwalter brauche, um sich mit diesem zu berathen, und eben so wenig erwähnte sie wieder etwas von ihrem Verhältniß zu dem Baron von Keller.

Als die drei Wochen um waren, ging sie zum ersten ersten Mal zum Tische des Herrn.

Am nächstfolgenden Sonntag ward sie mit dem Baron von Keller aufgeboten, und einige Wochen darauf in Dernboholm, bei ihrem Schwiegervater, dem General, vermählt.

Auch ich war zur Hochzeit eingeladen, konnte aber, durch Amtsgeschäfte in meiner Gemeinde zurückgehalten, mich nicht einfinden.

Das junge Paar war eine Zeit lang das Thema der Unterhaltung in der Hauptstadt, und Baron von Keller, ein sehr stattlicher Mann, obschon als Trinker und Spieler bekannt — was ich erst später erfuhr — hatte, wie man allgemein glaubte, die brillanteste Partie gemacht. Jugend, Schönheit und wenigstens eine Million waren ihm zugefallen, obschon man andererseits Alles dies für erforderlich ansah, um den Mangel an Geburt und die Erinnerung an einen Seeräuber aufzuwiegen.

Ungefähr einen Monat nach der Hochzeit traf ich die junge Baronin auf der Straße. Ihr Gesicht verrieth durchaus nicht die Zufriedenheit, die man bei einer Neuvermählten zu sehen gewohnt ist. Auf meine Frage, wie sie sich befände, antwortete sie:

„Sehr schlecht! Und das ist die Folge, wenn man Niemanden hat, auf den man sich verlassen kann. Ich war von lauter Betrügern umgeben, und mein vortrefflicher Herr Gemahl war der allergrößte. Er ist eben so wenig Fideicommißerbe, als Balgtreter der Gemeinde."

Damit kehrte sie mir ohne Weiteres den Rücken, als ob ich an ihren getäuschten Erwartungen mit schuld wäre.

Daß der Baron von Keller sie, was das Fideicommiß betraf, hinter's Licht geführt, war nicht schwer

einzusehen; wie aber der Verlust eines Fideicommiß-gutes einer jungen Frau, die eine Million mit in's Haus gebracht, so im Kopfe herumgehen konnte, war schwerer zu verstehen, auch wenn das Herz keinen Antheil an dem Ehebund gehabt hatte.

Kurz darauf aber und während ich einige Zeit als Schwadronsprediger bei der berittenen Leibgarde vikarirte, war ich zufällig mit bei einem kleinen Schmause, der von dem Offiziercorps des Regiments mehreren Offizieren von anderen Regimentern im Thiergarten gegeben ward.

Unter den letzteren Offizieren befand sich auch der fragliche Baron von Keller.

Etwas später am Abend und als Alle ziemlich aufgeräumt waren, nahm der Baron mich beiseite und sagte:

„Hören Sie, Herr Pastor, sind Sie mit meinem nunmehr selig entschlafenen Schwiegervater, dem Kapercapitain Parder, glorreichen Andenkens, bekannt gewesen?"

Ich setzte ihm auseinander, worin meine Bekanntschaft mit dem glorreichen Manne eigentlich bestanden hatte.

„Und Sie sind auch der Beichtvater meiner liebenswürdigen Gemahlin gewesen, nicht wahr?"

„Sie ward von mir unterrichtet, um dann zur Beichte gehen zu können.“

„Da ist Ihnen eine beneidenswerthe Aufgabe beschieden gewesen,“ sagte der Baron in ironischem Tone. „Aber,“ setzte er etwas rascher hinzu, „haben Sie durchaus keine Ahnung, wo alle die Millionen hingekommen sind, welche der edle Vater seiner Tochter als Erbtheil hinterlassen hat?“

„Ich glaubte, über diese Millionen könne Niemand bessere Auskunft geben, als Sie selbst, Herr Baron,“ antwortete ich.

„Millionen Teufel waren es, und zwar ganz ächte,“ rief der Baron. „Dabei aber waren sie weder von Silber, noch von Gold, ja nicht einmal von Kupfer, denn natürlich rechne ich nicht das alte Gerüll, welches keinen Pfifferling werth war. Dagegen gab es eine ganze Menge alte Schießgewehre, genug, um sämmtliche Bären des Eismeers zu erlegen, sicherlich aber keinen einzigen der bei der Schloßkanzlei anhängigen. Ferner fanden wir eine große Anzahl Flaggen, welche ich der Rüstkammer oder den Kirchen zu schenken gedenke, damit letztere sie vielleicht als Feuersignale auf den Thürmen benutzen können. Es war ein verteufeltes Blendwerk und —“

Der Baron ward in seinen Herzensergießungen durch eine Gesundheit unterbrochen, welche der Wirth

in diesem Augenblick auf das schöne Geschlecht aus=brachte, und in welche der Baron, obschon mit ziemlich saurer Miene, einstimmte.

Sonach hatte auch die schöne Creolin ihrerseits den Baron hinter's Licht geführt, und ich konnte mir nun ihr Geschwätz über ihr großes Vermögen und über das Bedürfniß eines Geschäftsmannes zur Verwaltung desselben erklären, eben so auch, warum sie nicht einen solchen annahm, bevor der Baron von Keller ihr na=türlicher Sachwalter und Beschützer ward und sich überzeugte, daß er mit dieser Partie ein schlechtes Ge=schäft gemacht.

Es dauerte auch nicht lange, so ging er seiner Gattin und seinen Gläubigern durch und begab sich nach Frankreich, ohne daß man jemals wieder Etwas von ihm hörte.

Seine Gattin blieb auch nicht lange mehr in Schweden. Sie ging nach Petersburg, wo sie, wie ich später hörte, sich zum zweiten Male und zwar mit einem vornehmen Russen verheirathete. Von dieser Zeit an aber ging ihre Spur verloren, und man konnte wirklich sagen, daß Das, was mit dem Winde gekom=men, auch mit demselben verschwunden sei.

Verschiedene Geschichten in Bezug auf das Ver=mögen des verstorbenen Seeräubers waren mittlerweile in Umlauf. Einige behaupteten, sein ganzes Eigen=

thum habe blos in dem alten Hause bestanden, welches er bei Lebzeiten bewohnt und welches sein Schwiegersohn kaum für würdig angesehen, auf eine Karte gesetzt zu werden.

Andere dagegen waren der Meinung, daß der alte Diener des Verstorbenen, der alte Blatternarbenhans, vor seinem Tode, welcher vierzehn Tage nach dem seines Herrn erfolgt war, aus Haß gegen die Tochter alles bewegliche Eigenthum, welches, wie man zu wissen glaubte, eine bedeutende Summe in Gold ausgemacht haben würde, obschon sie noch lange nicht das Gerücht von Millionen rechtfertigte, zerstört oder verschleudert habe.

X.

Die Tochter der Haushälterin.

Zu meinen kleinen Nebenverdiensten — und mit diesem Namen können alle meine Einkünfte als Geistlicher während der ersten zehn Jahre meines Aufenthalts in Stockholm bezeichnet werden — gehörte auch der Gehalt, den ich als Brunnenprediger an dem sogenannten Sauerbrunnen bezog, der ältesten der von der Hauptstadt besuchten Heilquellen, welche in der Straße desselben Namens und dem eben so bekannten Wirthshause Claes an der Ecke gegenüberliegt.

In ältern Zeiten hatten sich blos vornehme oder reiche Leute um diese Quelle versammelt, über welcher damals das Brunnenhaus erbaut ward, welches jetzt noch steht. Die fashionable Welt wendete sich aber mit einem Male hinweg, nachdem einer der vornehmsten Löwen dieses Orts, ein Baron Rothstein, zu An-

fange der zwanziger Jahre die Quelle auf eine Weise verunreinigt hatte, deren sich selbst der gemeinste Gassenbube geschämt haben würde.

Der Baron mußte aus diesem Grunde sein Vaterland verlassen und begab sich nach Frankreich, wo er starb. Seine Wittwe, die noch mehr bekannte Baronin Rothstein, eine geborene Französin, machte, als sie kurz nach ihres Mannes Tode in Schweden anlangte, sowohl durch ihre Schönheit als durch ihre Galanterieen großes Aufsehen.

Der Sauerbrunnen stand einige Jahre verlassen, bis die Mittelklasse, die etwas weniger ekel war, als die vornehme Welt, die verlassene Quelle in Besitz nahm und an dem Rande derselben den ewigen Traum von neuer Gesundheit oder neuer Jugend mit Hilfe von Mineralwasser fortsetzte.

Dennoch aber erholte der Sauerbrunnen sich von jenem ersten Schlage nie vollkommen wieder, sondern ging immer mehr rückwärts, bis das Brunnenhaus eines schönen Tags in eine Seilerbahn verwandelt ward, wo natürlich dieselbe retrograde Bewegung fortgesetzt ward, obschon sicherlich mit weit größerem Vortheil und Gewinn, als da man früher auf demselben Platz die brechenden Fäden des Lebens wieder zusammenzudrehen suchte.

Das Amt eines Brunnenpredigers ist, wie be-

kannt, an allen Wochentagen das Morgengebet und jeden Sonntag den Brunnengästen eine Predigt zu halten.

Dafür hat er in einem der letzten Sommermonate eine Collecte, welche damals ungefähr fünfzig Reichsthaler einbrachte.

Außerdem aber hat er auch noch das Recht, unentgeltlich aus der Quelle sich so viel Gesundheit zu schöpfen, als er kann, und unter denselben liberalen Bedingungen an den Lustbarkeiten theilzunehmen, welche die Gesellschaft gemeinschaftlich veranstaltet und wozu die Brunnenbälle und die großen Promenaden im Grünen gerechnet werden.

Ich hatte selten Gelegenheit, mit dabei zu sein, einmal nahm ich doch an einer solchen Promenade Theil und hatte einen kürzlich aus Finnland angelangten Magister Names Amneus bei mir, der nur einige zwanzig Jahre alt, aber dabei sehr kenntnißreich, grundehrlich und übrigens gerade und bieder war, wie dies mit Vielen seiner Landsleute der Fall ist.

Die Herren boten ein Jeder seiner Dame den Arm, und so ward der Zug mit dem Brunnen-Intendanten oder dem sogenannten Brunnenmeister an der Spitze eröffnet.

Ich und Amneus gingen neben einander her und folgten den Andern in einiger Entfernung; denn da

mein Freund, der Finne, weder Brunnengast noch den Uebrigen bekannt war, so war ihm keine Dame zu Theil geworden.

Während wir so neben einander hinschritten und die Richtung nach Bellevue nahmen, bemerkten wir, daß ein Mädchen, sauber aber ärmlich gekleidet, vor uns her und der großen Gesellschaft näher ging, aber ohne Cavalier.

Es wunderte uns dies um so mehr, als das Mädchen nicht blos jung, sondern auch schön und in äußerer Beziehung von der ganzen Gesellschaft die von der Natur am Besten Ausgestattete war, obschon sie mit bekümmertem Angesicht und niedergeschlagenen Augen einherschritt.

„Wer ist das junge Mädchen, welches zuletzt geht und welchem Niemand den Arm geboten hat?“ fragte ich deßhalb eine junge Frau, die ich persönlich kannte und der ich mich während der Promenade genähert hatte.

„Ah, Sie meinen gewiß jene Mamsell dort,“ antwortete die Frau beinahe verächtlich. „Sollte sie wirklich die Unverschämtheit besitzen, mitzugehen, obschon sie Niemand dazu aufgefordert hatte?“

„Wer ist sie denn?“

„Sie ist, wie man sagt, die Tochter einer Haus-

hälterin Namens Lindqvist — Mamsell Lindqvist, glaube ich," setzte die Frau, die Nase rümpfend, hinzu.

„Das arme Mädchen sieht aber recht hübsch aus," bemerkte ich, „und man kann es ihr wohl nicht zur Last legen, daß ihre Mutter das große Unglück hat, Haushälterin zu sein."

„Aber Sie hörten doch, Herr Pastor, daß die Mutter keinen Mann gehabt hat," antwortete die Frau. „Das fehlte blos noch, daß auch diese sich hier einnistete!"

„Aber," wendete ich weiter ein, „vielleicht hat die Mutter auf das Vergnügen, an diesem Tage mit ihrem Kinde zusammenzusein, blos deßhalb verzichtet, damit die Tochter ungenirt diese Lustbarkeit mitmachen und die Vergnügungen ihres Alters genießen kann. Nach meiner Ansicht ist es daher wirklich eine Sünde, wenn man —"

„O," rief die Frau, „meine Sache ist es gewiß nicht, übel von Andern zu sprechen; dennoch aber scheint es mir, als wäre hier der Apfel nicht sehr weit vom Stamme gefallen."

Damit wendete die Ungnädige sich von mir ab und begann mit ihrem Cavalier zu sprechen.

Ich wendete mich mit denselben Fragen an Andere von der Gesellschaft und bekam noch härtere Antworten. Das arme Mädchen war ein förmliches

Opferlamm der Tadelsucht der ganzen Gesellschaft, eines Uebels, gegen welches, so viel man weiß, keine Brunnen- oder Badekur hilft. Gerade in Bädern und an Quellen gedeiht diese Epidemie am Besten und gleicht in diesem Falle dem kalten Fieber, oder in späteren Zeiten der Cholera, welche Krankheiten bekanntlich am Liebsten dem Wasser nachziehen.

Daß Menschen, die in einen engern Raum zusammengedrängt sind, mehr als gewöhnlich sich mit einander beschäftigen, ist weniger zu verwundern, denn man hat viel freie Zeit und kann nicht in alle Ewigkeit Wasser trinken oder darin herum plätschern, wohl aber kann man sich mit Grund über die zuweilen sich in ungemein hohem Grade geltend machende Lust, seine Nächsten herabzusetzen, wundern.

Wenn man ein Blumenfeld in Contribution setzen will, so läßt man die Nesseln und Disteln in Frieden und sucht blos die am Schönsten und Besten duftenden Blumen zu sammeln. Handelt es sich jedoch um Menschen, so thut man das Gegentheil. Man sammelt dann blos das Schlimme und zwar mit solchem Eifer, daß man nicht danach fragt, wie viel man von dem Guten mit Füßen tritt.

Es ist jedoch hier kein Anlaß, näher auf die Schilderung der Verleumdung einzugehen, die übrigens eine alte Bekannte ist. Niemals aber kommt mir

dieser giftige Wurm häßlicher und widerlicher vor, als wenn er auf den Purpurlippen eines weiblichen Wesens herumkriecht.

Kurz und gut, man spielte dem Rufe des armen Mädchens sehr übel mit, und die Damen machten es am Allerschlimmsten.

Was die Cavaliere betrifft, so haben sie selten den Muth, ein Weib gegen das andere zu vertheidigen, am Allerwenigsten, wenn die Angegriffene abwesend ist.

Mein Freund Amneus jedoch, welcher sowohl die Fragen als auch die Antworten angehört und dabei eine Menge Unwillen und Aerger verrathende Grimassen gezogen, brach endlich mit ächt finnischer Energie los und rief:

„Zum Henker mit all' diesem Geschwätz! Ich werde auf der Stelle dem armen Mädchen meinen Arm bieten, und wenn sie direct aus einem Harem käme. Ja, so wahr ich lebe, ich thue es."

Mit diesen Worten eilte er auf das junge Mädchen zu und bot ihr auf seine gewöhnliche gerade, biedere Art den Arm. Sie schien anfangs über diese unerwartete Artigkeit ein Wenig zu erstaunen, nahm aber endlich das Anerbieten an, und es kam mir wirklich vor, als wenn mit ihrer ganzen Gestalt dabei eine plötzliche Veränderung vorginge. Sie richtete sich ge-

rade, erhob ihren Blick und ließ denselben mit unumschleiertem Glanz auf Alles fallen, was sie umgab.

Die Ranke hatte eine Stütze gefunden und brauchte ihre Blätter und Blüthen nicht mehr durch den Staub zu schleppen.

Dieses ritterliche Manöver hätte beinahe das ganze Nachmittagsvergnügen gestört.

„Blos ein Finne kann sich so betragen," hieß es unisono; „die Finnen sind einmal ein hartnäckiges, trotziges Volk, und stumpfe Nasen haben sie fast Alle. Wie kann man aber von Leuten mit Stumpfnasen Lebensart erwarten! Es ist eine große Wohlthat, daß das liebe Finnland nicht mehr zu Schweden gehört, obschon man noch tagtäglich seinen Aerger damit hat" u. s. w.

Mit einem Wort, man ging vollständig auf Karl Johann's Politik ein und das arme Finnland kam, wie von jeher, am Schlechtesten weg.

„Lachs und Holz bekamen wir aber doch viel wohlfeiler, als wir Finnland noch hatten," bemerkte zum Glück noch eine alte Frau, denn diese Antwort lenkte das Gespräch und den Streit sofort auf das Gebiet der häuslichen Bedürfnisse, und da die Gesellschaft auf diesem am Bewandertsten zu sein schien, so blieb man auch dabei, so daß die Tochter der Haushälterin und ihr Ritter vor der Hand in Frieden gelassen wurden.

Inzwischen verging der Abend einigermaßen erträglich, und man machte sich zeitig auf den Heimweg, denn es gehört auch zur Brunnendiät, zeitig schlafen zu gehen.

Amneus verließ seine Dame nicht eher, als an ihrer Thür in der nördlichen Badergasse.

Niemals vergesse ich den dankbaren Blick, den sie bei'm Abschied ihrem Ritter schenkte, und auch ich erhielt auf meinen Theil einen Strahl aus dem blauen Auge, denn ich hatte ihr ebenfalls Aufmerksamkeiten erwiesen und ihr nicht ohne Gefahr für meine künftige Collecte während des Spaziergangs viele freundliche Worte gesagt.

Amneus besuchte von diesem Tage an den Sauerbrunnen sehr oft und fuhr fort, der Cavalier der hübschen Ida zu sein, denn so hieß das Mädchen.

Was er anfangs aus Mitleid und Trotz gethan, schien er jetzt aus wirklicher Neigung zu thun.

Ida Lindqvist war seiner Meinung nach ein Naturkind von den edelsten Anlagen, eine Blume, die blos in einen bessern Boden verpflanzt zu werden brauchte, um die schönste Rose zu werden. Einmal schloß er seine Schilderung ihrer Person mit folgendem Ausruf:

„So wahr ich lebe, ich hätte die schönste Lust, sie zu heirathen, wenn ich mir auch eine Predigerstelle

in den russischen Lappmarken suchen müßte, obschon ich lieber sonst Etwas würde, als Priester."

Ich dankte im Namen meines Standes für das Kompliment, betrachtete aber die Worte meines Freundes blos als einen Scherz, denn Amneus war mir immer als ein kluger und bedächtiger junger Mann erschienen, der übrigens seine Hauptwissenschaft, die Mathematik, grenzenlos liebte, und wer die Wissenschaft zur Geliebten hat, der wählt sich nicht gern eine irdische Begleiterin eher, als bis der Rheumatismus die Augen angreift und dem Bücherwurm die Flügel abreißt.

Inzwischen war das Ende der Brunnensaison herangerückt, als ich und Amneus eines schönen Augustmorgens den Brunnenhof betraten — ich, um Betstunde zu halten und er, um den Mittelpunkt der Peripherie seiner Gedanken — wie er sich auszudrücken pflegte — zu suchen.

Ein Herr von der Brunnengesellschaft kam uns entgegengeeilt.

„Haben die Herren schon die große Neuigkeit des Tages gehört?" fragte er fast außer Athem.

„Nein, was giebt es denn?"

„Nun, von Mamsell Lindqvist, welche —"

„Was ist mit ihr?" rief Amneus mit dem gewohnten Ungestüm, wenn von seiner Schützlingin die

Rede war, denn er erwartete stets irgend eine hämische Bemerkung über das arme Mädchen zu hören und war folglich stets kampffertig.

„Sie hat zwanzig Tonnen Gold geerbt," fuhr der Brunnengast weiter fort, „wer hätte sich wohl so etwas träumen lassen?"

Wir waren ganz verblüfft. Dies hatte allerdings Niemand geträumt.

„Es ist, wie ich sage," erzählte unser Nachrichtgeber weiter. „Die Mutter war soeben hier und erzählte die ganze Geschichte. Sie war vor Freude fast von Sinnen. Niemand aber wird der Tochter dieses Glück mißgönnen, denn sie ist stets ein gutes, anspruchsloses und bescheidenes Mädchen gewesen."

„So," murmelte Amneus, der in Folge dieser Umwandlung der öffentlichen Meinung an die Wahrheit der Mittheilung zu glauben begann.

Neugierig, etwas Weiteres über die Sache zu erfahren, eilte ich zu den Brunnengästen, welche in einer der Alleen in einer Gruppe beisammen standen. Amneus, der sich in einem wirklichen Fieberzustand befand, schleppte ich förmlich ebenfalls mit dahin.

Auf dem Platze angelangt, fanden wir Ida auf einer Bank sitzend und mit unbeweglichem Blick vor sich hinstierend, während ihre Mutter, die Haushäl-

terin, die daneben stand, sie bald an ihre Brust, bald den Umstehenden die Hände drückte.

Plötzlich aber und mit einem Ausruf der innigsten Freude sprang das Mädchen von der Bank auf, kam auf uns zugeeilt und warf sich in die Arme meines Freundes.

„Helfen Sie mir!“ rief sie krampfhaft; „retten Sie mich vor diesen Menschen, deren Freundschaftsbezeigungen mir bitterer schmecken, als ihre frühere Härte und Verachtung. Nun dürfen Sie mich nicht verlassen, denn nun bedarf ich noch mehr Ihre Theilnahme, Ihre Güte, Ihre —“

Ich hörte nicht, was sie weiter sagte, aber ich sah, wie sie in Thränen ausbrach, während Amneus sie nach einer andern Bank führte, wo er sich neben sie setzte und, während sie schluchzend ihr Antlitz an seiner Brust barg, sie tröstete, als ob ihr das größte Unglück in der Welt zugestoßen wäre.

„Man wird sehen, daß dieser plumpe Finne seine breiten Tatzen auf Alles legt,“ sagte ein Herr in meiner Nähe, „und das wäre ärgerlich, wenn auch blos deßhalb, weil es schade ist, daß so viel Geld nach Rußland kommt.“

Bald darauf erhielt ich näheren Aufschluß über den Sachverhalt. Ida's Mutter war viele Jahre Haushälterin bei einem berüchtigten Wucherer in Stock-

holm gewesen, dessen Namen ich verschweigen will. In welchem Verhältniß dieser Mann zu seiner Haushälterin gestanden, wußte Niemand bestimmt, sicher aber war, daß er ihrer Tochter in seinen letzten Augenblicken sein ganzes Vermögen vermacht, welches, wenn auch nicht so ungeheuer groß, als wie das Gerücht behauptete, gleichwohl ein bedeutendes genannt werden mußte.

Das Ende dieser Geschichte ist leicht zu errathen. Amneus verheirathete sich mit Ida Lindquist, reis'te mit ihr, anstatt nach den russischen Lappmarken, nach Italien, und Gott weiß wie es später mit der Mathematik ging, denn was sind wohl geometrische Triangel und Quadrate für Den, welcher in den Sphären der Liebe lebt?

Die Moral hiervon ist ungefähr folgende:

Verleumde oder verachte niemals ein armes, schutzloses Mädchen, und übe diese Vorsicht, wenn auch nicht aus rein menschlichen Gründen, doch wenigstens aus der patriotischen Befürchtung, daß all' unser Geld nach Rußland gehe.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Boeßler in Grimma.

Druck von C. Boeßler in Grimma.

Druck von C. Boeßler in Grimma.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blanche, August,

Aus dem Tagebuche eines Geistlichen Von August Blanche. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar

Bd.: 1

Wurzen 1866

38.343-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701381-0